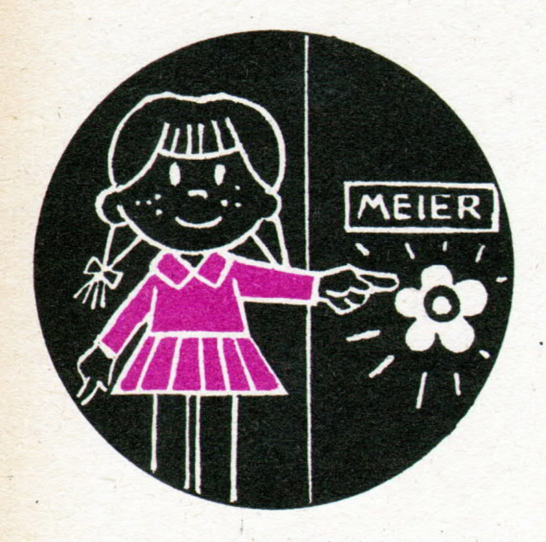

FRÖSI
12/76
Mit Nacht-
Leuchtfarben
PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR / PREIS 0,70 M
Index: 31 743

„Frösi"-Nacht-Leuchtfarben-Beilage zum Schmücken des Jahreskalenders



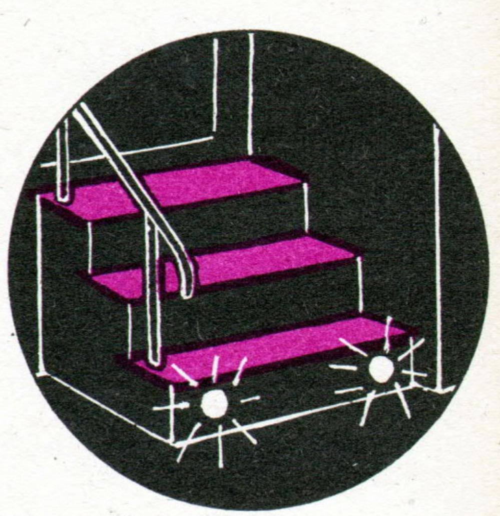
Leuchtende Beispiele für leuchtende Farben

Damit euch schnell die Erleuchtung kommt, wie ihr die Kreise, Ringe usw. unserer Leuchtfarbenbeilage unterbringen könnt, hier einige Vorschläge. Ob Klingel-, Schalterknopf, erste Kellerstufe oder gar die Rückseite der Schulmappe, ihr werdet bestimmt noch andere Möglichkeiten finden, „Licht" in das Dunkel zu bringen! Die Stelle für das Schlüsselloch erkennt man so im Dunklen noch!









Zeichnungen: Otto Sperling

Zwei bis vier Mitspieler, für jeden eine Halmafigur zum Setzen, ein Würfel.

Zu Beginn können die Kreisscheiben beliebig übereinanderliegen, die kleinste Scheibe selbstverständlich als oberste. Ausgangspunkt ist das Objektiv.

Jeder hat stets nur einen Wurf. Die Figuren werden der Augenzahl entsprechend in Pfeilrichtung gesetzt. Eine „6" kann nicht gesetzt werden. Der Spieler dreht die Scheibe, auf der er sich gerade befindet, in Uhrzeigerrichtung um 1 Feld weiter. Der Wurf wird wiederholt. Auf jedem Feld kann nur eine Figur stehen. Ist ein Feld besetzt, wird die dort befindliche Figur geschnappt und auf das Nachbarfeld des nächsten Außenkreises gestellt. Geschieht das auf dem äußersten Kreis, muß der betreffende Spieler neu beginnen.

ORWO blendet auf!

Wer auf einem Feld mit dem ORWO-Zeichen landet, rückt auf den folgenden Innenkreis, vorausgesetzt, daß eine Öffnung zum nächsten Kreis frei ist. Sonst heißt es: Auf dem Kreis weiterwandern.

Sieger ist, wer als erster auf das Innenfeld der kleinen Scheibe gelangt. In der zweiten Runde könnt ihr vom Innenkreis unter den gleichen Spielregeln zurück zum Objektiv.

↓	4	12	11		10	1	↓
1	8		7	3	5	8	4
10	5	9	6		9		12
	3		2	2	6	7	11
11	7	6	2	2		3	
12		9		6	9	5	10
4	8	5	3	7		8	1
↑	1	10		11	12	4	↑

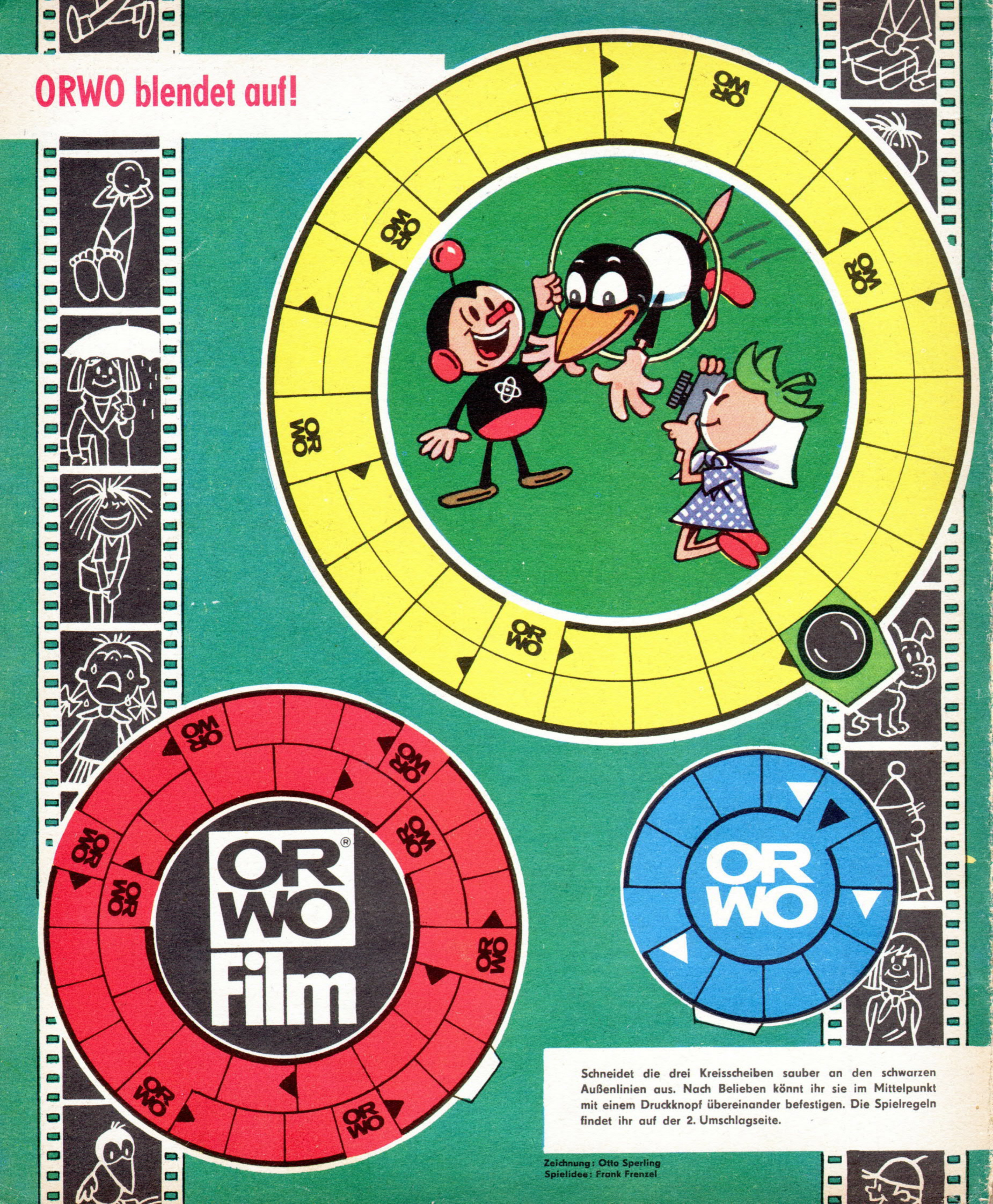
Hindernisspringen

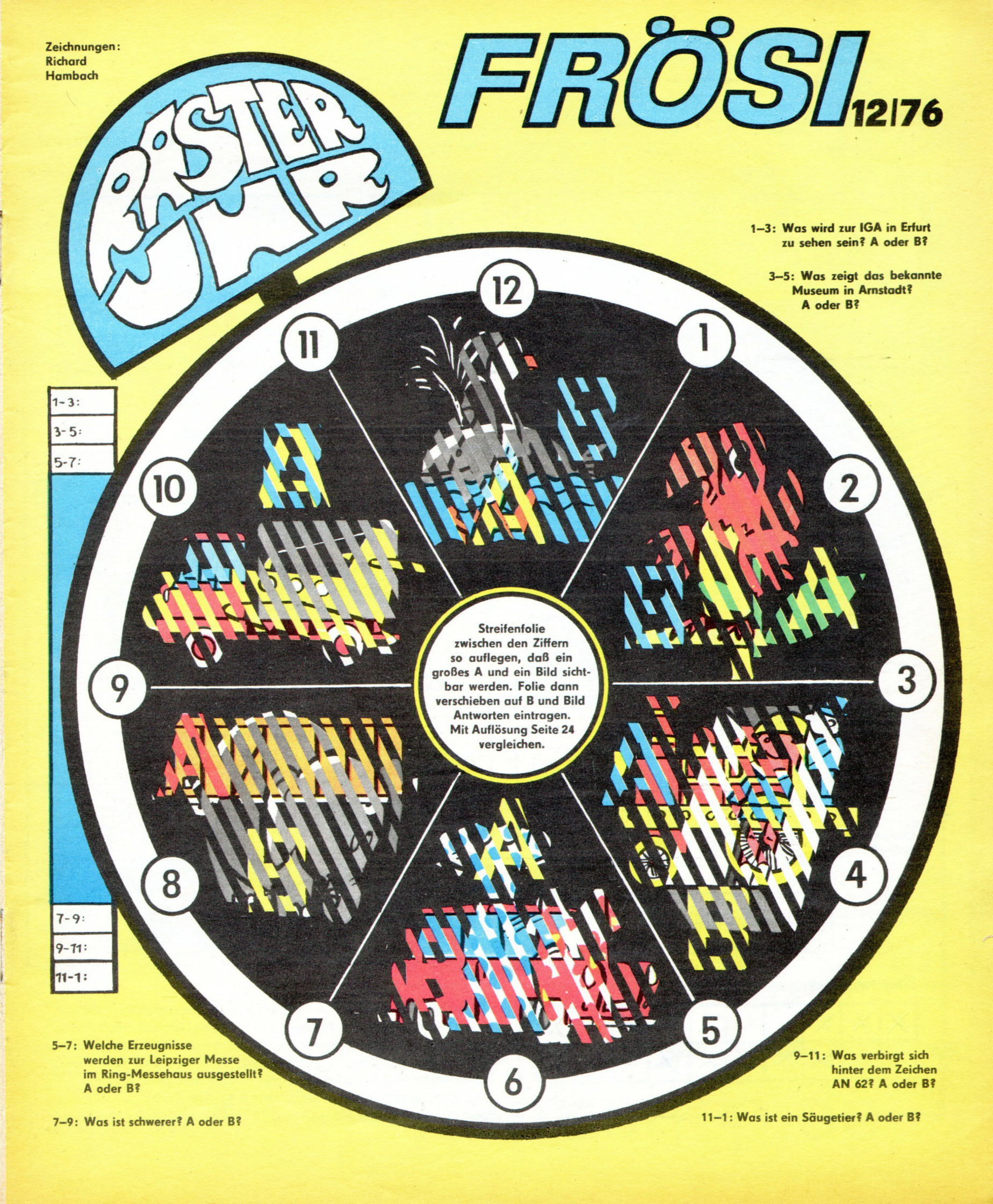
Jeder der zwei oder vier Mitspieler stellt sein „Pferd" (eine Halmafigur) auf eines der vier Eckfelder. Das Ziel ist es, der Reihe nach alle Zahlenfelder von 1 bis 12, die im Muster dem Ausgangsfeld entsprechen, durch Springerzüge wie beim Schachspiel zu durchspringen. Welche Möglichkeiten es gibt, von einem Feld auf ein anderes zu gelangen, zeigt die Abbildung unten. Es wird abwechselnd stets nur 1 Sprung gemacht.

Während des Spieles kann jedes beliebige Feld, ausgenommen die Felder mit den Pferdeköpfen, benutzt werden. Wer bei einem Zug auf ein Feld gelangt, das schon besetzt ist, darf diese Figur auf ein beliebig anderes Feld stellen. Am besten schreibt sich jeder die Zahlen 1 bis 12 auf einen Zettel und streicht die erreichten Zahlen ab. Vom Ausgangsfeld gelangt man mit dem ersten Sprung auf ein Feld mit einer „5". Mit dem nächsten Sprung muß man versuchen, auf ein Feld zu gelangen, von dem man seine „1" erreicht. Auf dem Zettel die „1" streichen usw. Sieger des Springturniers ist der Spieler, der zuerst seine eigenen Zahlenfelder in der Reihenfolge 1 bis 12 durchsprungen hat.



Zeichnung: Otto Sperling


ORWO blendet auf!
OR WO
OR WO
OR WO
OR WO
OR WO
OR WO Film
OR WO
Schneidet die drei Kreisscheiben sauber an den schwarzen Außenlinien aus. Nach Belieben könnt ihr sie im Mittelpunkt mit einem Druckknopf übereinander befestigen. Die Spielregeln findet ihr auf der 2. Umschlagseite.
Zeichnung: Otto Sperling
Spielidee: Frank Frenzel



Zeichnungen:
Richard
Hambach
RASTER UHR
FRÖSI 12/76
1–3: Was wird zur IGA in Erfurt zu sehen sein? A oder B?
3–5: Was zeigt das bekannte Museum in Arnstadt? A oder B?
1-3:
3-5:
5-7:
7-9:
9-11:
11-1:
12
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
Streifenfolie zwischen den Ziffern so auflegen, daß ein großes A und ein Bild sichtbar werden. Folie dann verschieben auf B und Bild Antworten eintragen. Mit Auflösung Seite 24 vergleichen.
5–7: Welche Erzeugnisse werden zur Leipziger Messe im Ring-Messehaus ausgestellt? A oder B?
7–9: Was ist schwerer? A oder B?
9–11: Was verbirgt sich hinter dem Zeichen AN 62? A oder B?
11–1: Was ist ein Säugetier? A oder B?

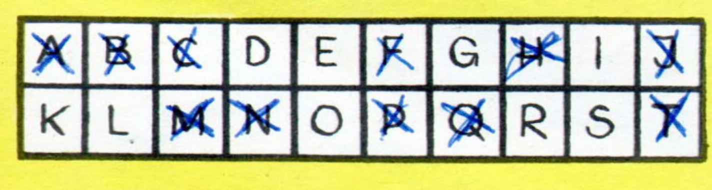
RICHTIG

Preis- und Tüftelaufgabe für Kundis

Name und Alter: Katrin Kanter 11 Jahre 5. Klasse

Wohnanschrift: 7591 Pulsberg Senftenberger Str. 3

Falsches ankreuzen



Heute hat Kundi fünf Stunden lang in der Leserpostmappe gekramt. Nicht etwa aus Neugierde. Er wollte einmal nachsehen, was im nun zu Ende gehenden Jahr im „Frösi"-Leserkreis so alles in Sachen Gesundheit passiert ist. Gutes und Schlechtes. Erfreuliches und Ärgerliches. Vorbildliches und ganz Mieses. Das letztere entdeckte er meist zwischen den Zeilen.
Da schrieb z. B. der Holger aus Z.: „Habe von Herrn Meierring

ODER FALSCH?

Freunde und solche, die es werden wollen

Bildideen: Inge Meyer/Richard Hambach, Text und Zeichnungen: Richard Hambach



fünf Mark für eine Fahrradreparatur erhalten und gleich in Vanilleeis umgesetzt."

Hört ihr die Nachtigall trapsen?

Zwanzig solche „Ereignisse" hat Kundi herausgesucht. Unser Zeichner Richard Hambach hat sie in Bilder gesetzt.

Seht euch die Bilder an. Vergleicht sie mit eurem eigenen Verhalten. Zehn Bilder zeigen Falsches. Sucht sie, kreuzt sie auf unserem Lösungszettel an. Schreibt Namen, Alter und Wohnanschrift dazu. Schneidet den Zettel aus, klebt ihn auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 31. Januar 1977 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Für richtige Lösungen hält Kundi viele Preise bereit.





WANKA

ANTON TSCHECHOW (1860–1904)

Der neunjährige Wanka Shukow, der vor drei Monaten zum Schuster Aljachin in die Lehre gegeben worden war, legte sich in der Weihnachtsnacht nicht schlafen. Nachdem er abgewartet, daß seine Meistersleute und die Gesellen zur Frühmesse gingen, holte er aus dem Schrank des Hausherrn ein Fläschchen mit Tinte sowie einen Federhalter mit einer verrosteten Feder, breitete vor sich ein zerknittertes Stück Papier aus und begann zu schreiben. Doch bevor er den ersten Buchstaben hinmalte, blickte er noch einige Male scheu nach Tür und Fenster, schielte auch zum dunklen Heiligenbilde, zu dessen beiden Seiten die Regale mit den Leisten standen, und seufzte mehrfach. Das Papier lag auf der Bank, er selber aber kniete davor.

„Liebes Großväterchen, Konstantin Makarytsch!" schrieb er. „Ich schreibe Dir einen Brief. Ich beglückwünsche Dich zu Weihnachten, und ich wünsche Dir alles Gute vom Herrgott. Ich habe keinen Vater und kein Mütterchen mehr, Du allein bist mir geblieben."

Wankas Augen hingen am dunklen Fenster, in welchem sich der Widerschein seiner kleinen Kerze flimmernd spiegelte, und er stellte sich seinen Großvater Konstantin Makarytsch leibhaft vor, der als Nachtwächter bei den Herrschaften Shiwarjow diente. Das war ein kleines, dürres, doch ungewöhnlich bewegliches und flinkes altes Männchen von etwa fünfundsechzig Jahren, mit ewig lachendem Gesicht und berauchten Augen. Tags schläft er in der Gesindeküche, oder er treibt seine Späße mit den Köchinnen, nachts jedoch schreitet er, in einen weiten Pelzmantel gehüllt, rund um die Besitzung und klopft auf sein Pochbrett. Hinter ihm zottelten, die Köpfe gesenkt, die alte Kaschtanka und der kleine Rüde Wjun, so genannt wegen seiner schwarzen Farbe und seines Körpers, der lang wie ein Wiesel ist. Dieser Wjun, ungewöhnlich respektvoll und zärtlich, weiß genauso lieb die Seinen wie auch Fremde anzuschauen, doch er erfreut sich keines Kredites. Unter seinem respektvollen und demütigen Wesen birgt sich die allerjesuitischste Tücke. Niemand weiß besser als er, sich rechtzeitig anzuschleichen und ins Bein zu schnappen, niemand besser in den Eiskeller zu dringen oder den Bauern ein Huhn zu stehlen. Man hatte ihm schon manchmal die Hinterläufe fast abgeprügelt, zweimal hatte man ihn gehängt, jede Woche wurde er halbtot geschlagen, doch immer wieder lebte er auf.

Jetzt steht Großvater gewiß am Tor, er blinzelt mit den Augen zu den hellroten Fenstern der Dorfkirche hinüber und treibt, mit seinen Filzstiefeln stapfend, Allotria mit dem Gesinde. Sein Pochinstrument hängt an den Gürtel gebunden. Er klatscht in die Hände, zieht sich vor Kälte zusammen und zwickt, greisenhaft kichernd, bald die Zofe, bald wieder die Köchin.

„Ein wenig Tabak schnupfen?" sagt er, den Weibern seine Tabakdose hinhaltend.

Und die Weiber schnupfen und niesen. Der Großvater gerät darüber in unbeschreibliche Seligkeit, strömt vor heiterstem Lachen über und schreit: „Laß los, friert an!"

Tabak wird auch den Hunden zum Riechen gegeben. Kaschtanka niest, verzieht das Schnäuzchen und geht dann beleidigt beiseite. Wjun aber niest aus Ehrfurcht nicht und wedelt mit dem Schwanz. Und das Wetter ist wunderbar. Die Luft so still, so durchsichtig und frisch.

Die Nacht ist dunkel, doch man sieht das ganze Dorf mit seinen weißen Dächern, den Rauch, der aus den Schornsteinen aufsteigt, die Bäume, vom Rauhreif versilbert, und die Schneewächten. Der ganze Himmel ist übersät mit heiter glimmernden Sternen, und die Milchstraße zeichnet sich klar ab, wie wenn sie vor den Feiertagen mit Schnee gewaschen und abgerieben worden wäre...

Wanka seufzte, tauchte die Feder ein und fuhr fort zu schreiben: „Und gestern wurde mir eine Abreibung zuteil. Der Hausherr zog mich an den Haaren auf den Hof und gab mir mit dem Knieriemen Senge, weil ich denen ihr Kindchen in der Wiege hätte schaukeln müssen und unversehens dabei eingeschlafen war. Und in der Woche hatte mir die Hausfrau befohlen, einen Hering zu putzen, ich aber hatte beim Schwanz begonnen, und da nahm sie den Hering und begann mit dem seinen Maul mich ins Gesicht zu stupsen. Und was die Gesellen sind, die spotten über mich, sie schicken mich in die Schenke nach Schnaps und heißen mich Gurken bei den Meistersleuten stehlen; der Hausherr aber haut mich dann mit dem, was ihm gerade in die Hand fällt. Und zu essen gibt's überhaupt nichts. Am Morgen kriegt man Brot, zu Mittag Grütze und am Abend wieder Brot; was aber Tee oder Kohlsuppe ist, die essen die Hausherren selber. Und schlafen muß ich im Flur, wenn aber denen ihr Kindchen weint, dann schlafe ich überhaupt nicht, sondern schaukle nur die Wiege. Liebes Großväterchen, erweis mir die göttliche Güte, nimm mich von hier nach Hause ins Dorf, ich kann ganz und gar nicht mehr... Ich verbeuge mich vor Dir bis zum Boden und werde ewig Gott für Dich anflehen; schaffe mich von hier fort, sonst muß ich sterben..."

Wanka verzog den Mund, rieb mit seiner schwarzen Faust die Augen und schluchzte auf.

„Ich werde für Dich Tabak kleinhacken", setzte er fort, „und werde zu Gott beten, und wenn was vorkommen sollte, dann prügle mich nur wie die Ziege von Sidor. Doch wenn Du meinen solltest, daß ich nichts zu arbeiten hätte, so werde ich den Kommis um Christi willen bitten, mich die Stiefel putzen zu lassen, oder ich werde an Stelle von Fedka als Unterhirt gehen. Liebes Großväterchen, ich kann ganz und gar nicht mehr, es ist rein zum Sterben. Ich hätte wollen zu Fuß ins Dorf laufen, doch ich hab' keine Stiefel, und mich schreckt der Frost. Und wenn ich dann einmal groß sein werde, so will ich Dich dafür auch speisen und werde niemand erlauben, Dich zu kränken; und solltest Du sterben, so werde ich für Deine Seelenruhe beten, ganz egal wie auch für Mütterchen







Pelageja. Und Moskau ist eine große Stadt. Die Häuser sind alle herrschaftlich, und Pferde gibt es viel, Schafe aber keine, und die Hunde sind nicht böse. Mit dem Weihnachtsstern ziehen die Kinder zum Singen herum, und auf den Kirchenchor wird keiner zum Singen gelassen, doch einmal sah ich in einem Laden im Fenster, wie Angelhaken gleich mit der Angelschnur und für jeden Fisch gehandelt werden, sehr brauchbar, es gibt sogar einen Angelhaken, mit dem man einen Wels von einem halben Zentner halten könnte. Und gesehen habe ich auch Läden, wo alle möglichen Gewehre in der Art des vom gnädigen Herrn, so daß wohl jedes hundert Rubel kostete... Und in den Fleischgeschäften sind Auerhähne und Rebhühner und Hasen, doch an welchem Ort die geschossen werden, hierüber sagen die Leute im Laden nichts.

Liebes Großväterchen, und wenn bei den Herrschaften der Tannenbaum mit den Geschenken stehen wird, dann hol für mich eine vergoldete Nuß und tu sie in den grünen kleinen Kasten. Bitt sie Dir vom Fräulein Olga Ignatjewna aus, sage ihr, das ist für Wanka."

Wanka seufzte fieberhaft und starrte aufs neue aufs Fenster. Er erinnerte sich, daß der Großvater immer wegen der Herrschaftstanne in den Wald gegangen war und dann seinen Enkel mitgenommen hatte. Das war eine lustige Zeit! Und der Großvater krächzte, und der Frost krächzte, und wenn Wanka die beiden ansah, dann mußte er auch krächzen. Bevor der Großvater darangeht, die Tanne zu fällen, raucht er stets ein Pfeifchen, schnuppert lange am Tabak herum und spottet über den verfrorenen Wanjuscha... Die jungen Tannen stehen, von Reif umhüllt, regungslos und erwarten, welche ihr Leben lassen solle. Plötzlich fliegt, weiß Gott von wo, gleich einem Pfeil ein Hase über die Schneewächten... Der Großvater kann nicht an sich halten, sondern ruft: „Halt ihn, halt ihn... halt ihn! Ach, du kurzschwänziger Satan!"

Die abgehauene Tanne zog der Großvater ins Herrenhaus, und dort wurde sie schön hergerichtet... Mehr als alle anderen kümmerte sich Fräulein Olga Ignatjewna darum, Wankas Liebling. Als Pelageja, Wankas Mutter, noch am Leben gewesen war und bei den Herrschaften Zofendienste verrichtet hatte, da hatte Olga Ignatjewna dem Wanka immer Bonbons gegeben, und sie hatte ihm vor lauter Nichtstun das Lesen beigebracht, das Schreiben, bis hundert zu zählen und sogar Quadrille zu tanzen. Als aber Pelageja dann gestorben war, wurde das Waisenkind Wanka zum Großvater in die Gesindeküche gesteckt und dann aus der Küche nach Moskau zum Schuster Aljachin geschafft...

„Komm doch her, liebes Großväterchen", fuhr Wanka fort, „ich fleh Dich bei Christus dem Gott an, nimm mich von hier. Hab Mitleid mit mir, dem unglücklichen Waisenkind, denn hier prügeln mich alle, und ich will so schrecklich gern essen, und es ist alles so traurig, daß ich es gar nicht sagen kann, ich weine immerzu. Und neulich hat mich der Meister mit dem Stiefelholz über den Kopf geschlagen, daß ich hingefallen bin und nur mit Müh und Not zu Besinnung kam. Mein Leben ist ganz verdorben, schlimmer als das eines Hundes... Und dann laß ich noch Aljona grüßen, den einäugigen Jegorka und den Kutscher, und was meine Harmonika ist, die gib Du keinem. Ich verbleibe Dein Enkel Iwan Shukow, liebes Großväterchen, komm."

Wanka faltete das vollgeschriebene Papier viermal und tat es in einen Briefumschlag, den er tags zuvor für eine Kopeke gekauft... Und nachdem er etwas nachgedacht, tauchte er die Feder ein und schrieb die Adresse: „Ins Dorf zum Großväterchen."

Hierauf kratzte er sich, überlegte und setzte hinzu: „Konstantin Makarytsch". Zufrieden damit, daß ihn keiner gehindert hatte zu schreiben, stülpte er die Mütze auf und lief, ohne erst sein Pelzmäntelchen überzuwerfen, direkt in Hemdsärmeln auf die Straße...

Die Ladenleute aus dem Fleischladen, die er tags zuvor befragt, hatten ihm gesagt, daß Briefe in Postkästen geworfen werden und daß sie aus den Kästen von betrunkenen Kutschern mit den Postdreigespannen mit hell klingenden Glöckchen über die ganze Erde befördert würden.

Wanka lief bis zum ersten Postkasten und steckte den kostbaren Brief durch den Spalt...

Von süßen Hoffnungen umschmeichelt, schlief er eine Stunde darauf bereits fest... Ihm träumte ein Ofen. Auf dem Ofen sitzt der Großvater, seine bloßen Füße hängen herab, und er liest den Köchinnen den Brief vor... Und neben dem Ofen streicht Wjun und wedelt mit dem Schwanz...



Zeichnung: Karl Fischer



Text und Fotos: Wadim Gippenreiter

Die Kommandeursbucht

Schlagt die Landkarte der Sowjetunion auf und sucht Kamtschatka; noch weiter östlich findet ihr zwei kleine Inseln. Das sind die Kommandeursinseln. Beringinsel heißt die größere, Kupferinsel die kleinere. Die größere Insel trägt den Namen des Entdeckers der Durchfahrt zwischen Asien und Amerika, Flottenkapitän Vitus Bering. Er verstarb hier am 8. November 1741 nach der Strandung seines Schiffes „Swjatoi Pjotr" an Skorbut.

Die Nachbarinsel der Beringinsel ist noch rauher und unwirtlicher. Vor den Ufern beider Inseln liegen viele kleine Inselchen und Unterwasserfelsen.

Die Kommandeursbucht, der Strandungsort des Expeditionsschiffes Vitus Berings, ist leicht geneigt, der Strand ist sandig. Riffe umschließen sie von zwei Seiten, die weit ins Meer hineinreichen und während der Ebbe freiliegen. Im Sommer ist es warm und still. Polarfüchse liegen auf einem Absatz des Uferstreifens, die Hälse in unsere Richtung gereckt. Sandverwehungen, die sich über dem Meer erheben, junges Gehölz, verschiedene Sträucher, mannshoch.

Der Geländewagen lädt uns und eine Pioniergruppe vor einem kleinen Haus ab. Es ist eine Jagdhütte mit flachem Dach. Festgefügt aus rechteckigen Balken. Auf dem Dach sind große Stämme aufgetürmt, ein Mensch kann sie nicht tragen. Ein runder eiserner Ofen, kleine Fensterchen, Salz und Streichhölzer, von den zeitweiligen Bewohnern zurückgelassen.

Rund um die Hütte kann man, wenn man die Erde durchwühlt, einige Glasperlen finden. Jeder, der hierher kommt, will solche Glasperlen finden und zum Andenken mitnehmen – Souvenirs aus der Bucht, Andenken an die tragische Expedition.

Das Meer wirft wie eh und je seine blaugrünen Wellen ans Ufer, rollt Kiesel heran, durchnäßt die Holzstämme. Treibholz, von allen Welten angeschwemmt, gibt es genug. Es wird getrocknet, und schon steht es wieder zu unseren Diensten. Das Holz, vom salzigen Meerwasser getränkt, brennt mit hellgelber Flamme.

Erdstöße und Lachsdiebe

Den ganzen Tag über ist der Himmel blau und unwahrscheinlich sanft. Nach einem solchen Tag erwarten wir einen phantastischen Sonnenuntergang; doch er kommt nicht. Irgend etwas ist in diesem gläsernen, glitzernden Mechanismus zerbrochen.

In der Nacht schreckt uns ein starker Erdstoß auf. Der eiserne Ofen beginnt, von Erdbeben geschüttelt, zu dröhnen, Putz fällt von der Decke. Es ist die Nacht vom 17. zum 18. August.

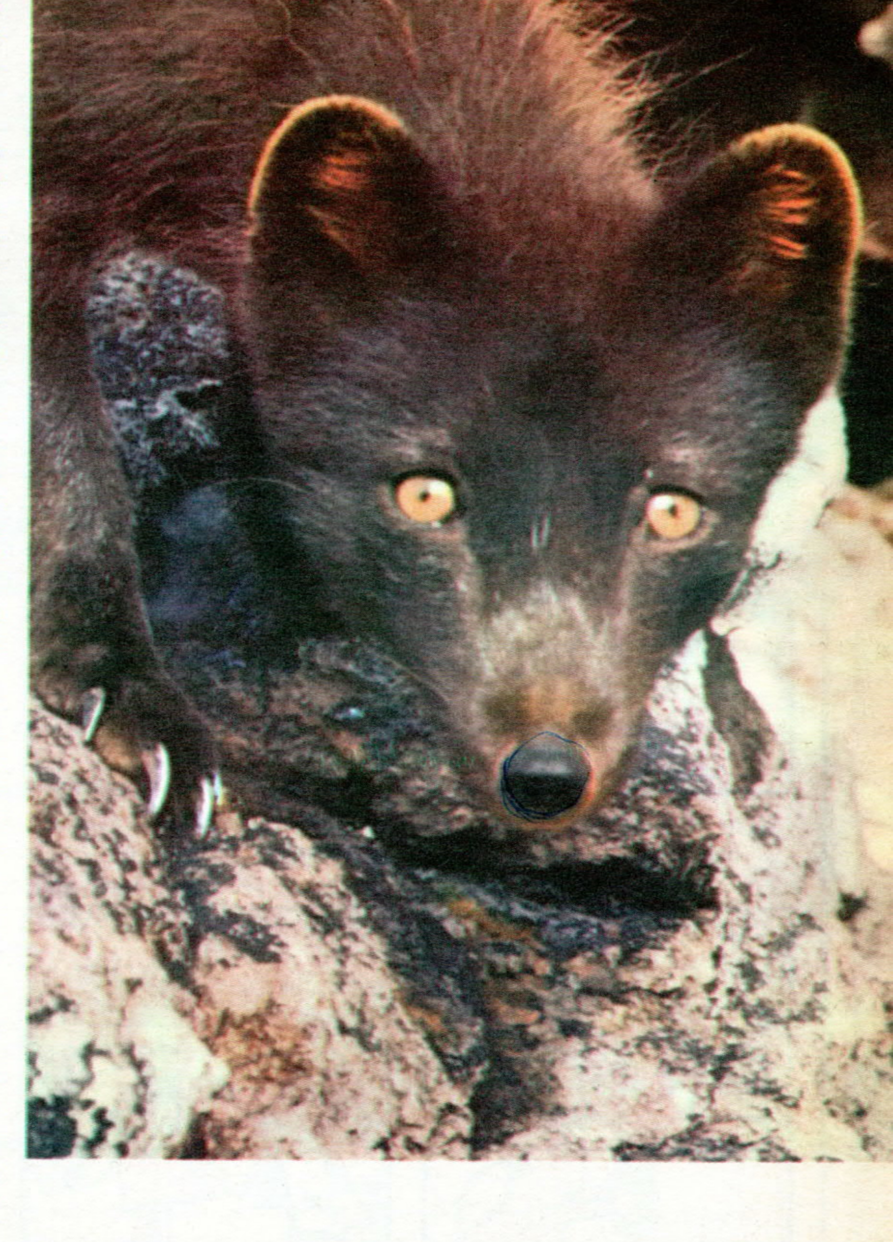
Dann zieht Nebel vom Meer heran. Berge und Meer verschwinden in der unruhigen Finsternis. Wir selbst verwandeln uns in körperlose Silhouetten. Der Nebel verschluckt auch das Lagerfeuer, das wir aus Treibholz angezündet haben. Ein Polarfuchs kommt zum Feuer. Er kommt zu uns, fährt mit seiner Nase schnuppernd über das Geschirr und tut so, als hätte er uns lange gesucht und endlich gefunden. Am Morgen schleppen die Füchse drei große Lachse weg, unser Frühstück. Das Elternpaar hat sich zwei der Fische geteilt, den dritten schleifen die Kinder knurrend und schimpfend durch den Sand, daß er bald einem Fisch nicht mehr ähnlich sieht. Wir sind ungebetene Nachbarn der Füchse geworden. Der Familienvorstand ist ein räudiges, hinkendes Tier mit zerfetzten Ohren und einem grauen, zerrupften Fell. Die Mutter ist auch keine Schönheit, aber sonst in Ordnung. Und dann die sieben Kinder! Die Eltern haben sie zur Angst vor jeder Gefahr erzogen; sie laufen sofort weg, wenn sie uns sehen. Dafür kennen die Eltern alles. Uns auch. Einmal läuft der Vater geschäftig neben uns her durch den Sand. Die Mutter beobachtet ihn von weitem, beginnt kläglich zu fiepen, legt sich in den Sand und versucht mit allen Mitteln, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihr böser Gatte tut, als merke er nichts. Endlich beginnt er zu „posieren": er krümmt den Rücken, steift die Vorderbeine, streckt Kopf und Schwanz in die Höhe. Irgendwie ist seine Pantomime eindrucksvoll. Die Mutter

entschließt sich jetzt näherzukommen. Die Unglückliche hat augenscheinl ch gegen das Ritual verstoßen, sie erhält dafür Prügel und verschwindet im hohen Gras. Der Vater tut, als sei nichts geschehen. Die Jungen scharwenzeln vor ihm herum und beachten die Mutter überhaupt nicht.
Füchse treffen wir überall. Auch später in anderen Buchten und auf der Kupferinsel, zwischen Felsen und auf Dünen. Manchmal verfolgen sie uns lange und winseln kläglich, als ob sie erwarten, daß wir sie bemitleiden. Die Einwohner nennen diese Tiere, die überall auftauchen, Stehaufmännchen.

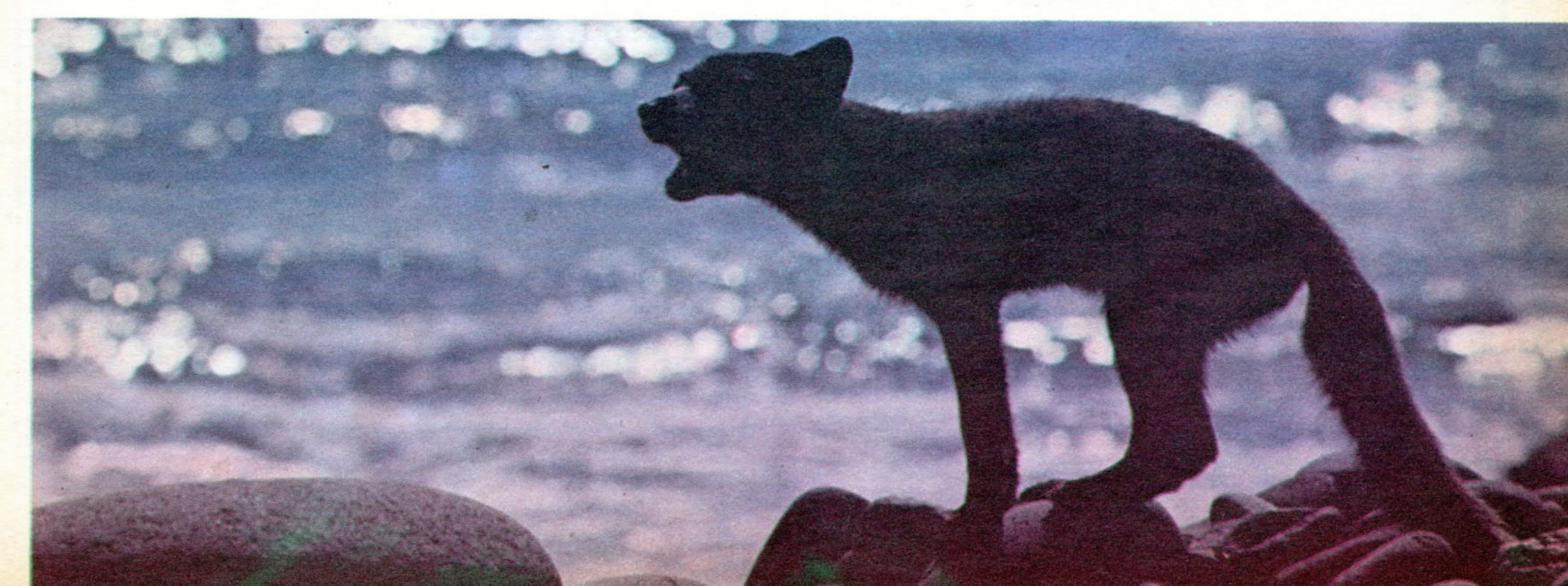
Aus dem Meer rast der Sturm

Der Morgen ist neblig, es regnet. Vom Süden her trägt der Wind tiefhängende Wolken heran. Sie wälzen sich über die Berge, ziehen über die Ebene, verdecken das Meer. Am Abend ist es umgekehrt. Die Wolken ziehen vom Meer zu den Bergen. Der Wind sammelt seine Kräfte. Unter dem nahen Rauschen des Meeres legen wir uns schlafen. Der Regen rauscht herab, klatscht auf das eiserne Dach. Der Lärm wird stärker, der Wind rüttelt an den Wänden, das ganze Haus schwankt. Um Mitternacht kracht vom Dach ein Baumstamm herab. Ich stelle mich in den halbzerstörten Windfang und beobachte die dichte, nasse, kalte Finsternis. Das Meer schleudert seine Wellen fast bis zu uns empor. Bald bricht mit großem Getöse das Dach des Windfanges zusammen. Wasser dringt durch die Decke, der Putz fällt herab. Wir zünden ein Licht an. Die Flamme hüpft unsicher hin und her. Immerhin sehen wir Wände und Decke – sie sind unversehrt.

„Und was ist mit dem Zelt?“ Kaum habe ich mir diese Frage gestellt, als Otto und Sergej, in Säcke gehüllt, hereinstürmen.
„Lebt ihr?“
„Wir leben, natürlich. Wir wissen bloß nicht, was aus dem Zelt und dem ganzen Plunder wird. Wir haben alles umgeworfen und Baumstämme draufgewälzt. Vielleicht fliegt es wenigstens nicht weg.“
An Schlaf ist nicht zu denken. Wir verkriechen uns in die Ecken und warten, halb liegend, halb sitzend.
Aus den Weiten des Meeres rast der Sturm über die schäumenden Wasser heran, prallt an die Wände der Insel, wird von ihnen zusammengepreßt und zwängt sich in einen engen Trichter – die Bucht. Der weiße Wind trägt Salzstaub und Regen heran. Horizontaler Regen: Steine und Stämme werden nur auf einer Seite naß. Die andere bleibt trocken.
Ein grauer Morgen bricht an. Wir reden über die Ereignisse der Nacht, und unsere Angst kommt uns jetzt lächerlich vor. Ein Teil des Daches ist zusammen mit dem Dachstuhl und allem Holz davongeflogen. Das übriggebliebene Eisen ist verbogen und windet sich um den eisernen Schornstein des Ofens.
Während der Nacht haben die Wellen den Pfad zerstört, auf dem wir gestern noch entlanggegangen sind. Das trübe Meer wirft seine Wellen an die Felsen des Riffs weit weg vom Ufer. Hoch oben auf dem Ufer sind graugrüne Schwaden von Wasserpflanzen hängengeblieben. Unten liegen Walfischknochen, grau und schwer wie Steine. Wir finden alles mögliche am Strand. Der Wind hat seine Arbeit getan, er läßt uns jetzt in Ruhe; nur ab und zu regnet es noch. Der Himmel hat sogar wieder ein blaues Fenster, da stört uns die graue Masse der Wolken nicht mehr. Das Leben wird wieder schön.



Als die Seeleute aus Berings Mannschaft auf der Insel landeten, war es nicht August, wie jetzt, sondern November, die Zeit der Stürme und Orkane. Die Menschen waren an Skorbut erkrankt, erschöpft von der über alle Kräfte gehenden Arbeit. Und doch gelang es ihnen, den langen, harten Winter zu überleben. Sie bauten sich ein neues Schiff und kehrten nach Kamtschatka zurück.

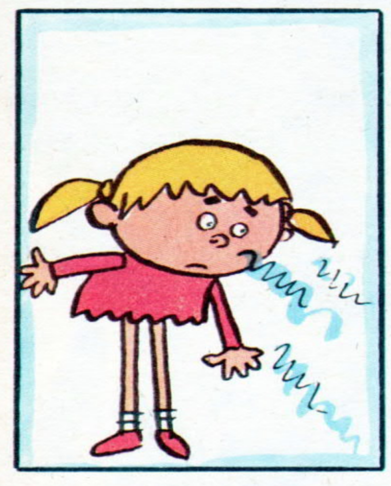


Zeichnungen:
Richard Hambach

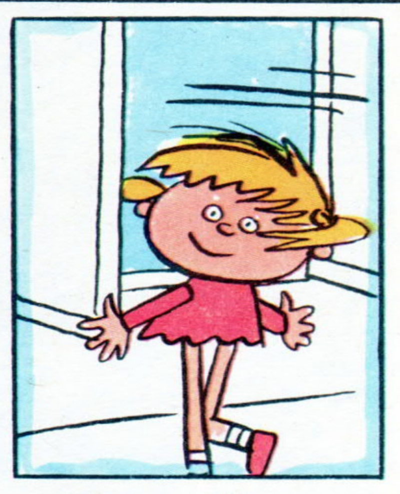
GAS

Gas ist ein zuverlässiger Partner im Haushalt, mit dem man sorgfältig umgehen muß. Gasunfälle sind vermeidbar. Prägt euch deshalb ein:

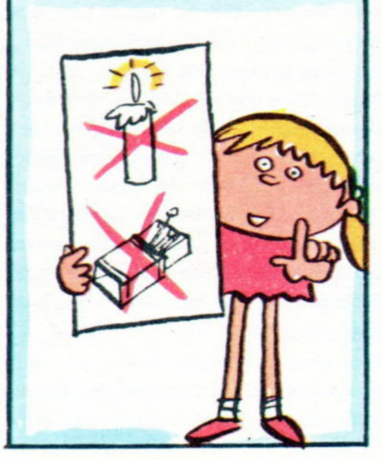
Gasgeruch – was tun?



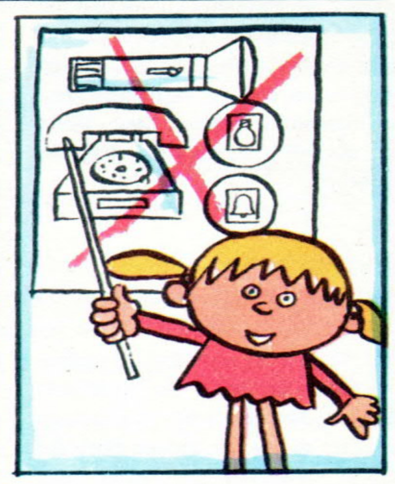
1. Bei Gasgeruch Ruhe bewahren



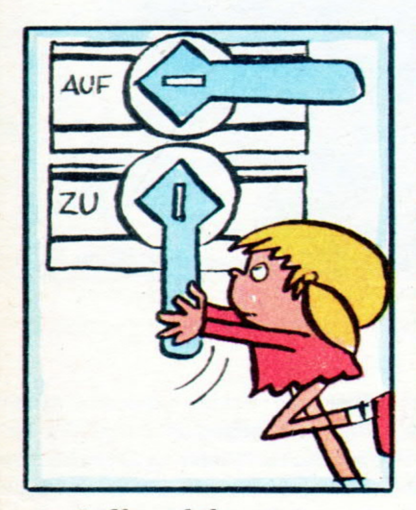
2. Fenster und Tür öffnen – Durchzug



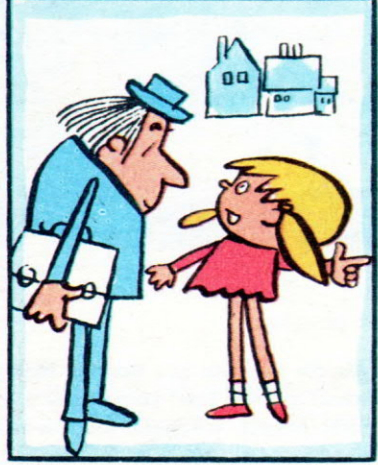
3. Kein Zündholz, keine Kerze benutzen



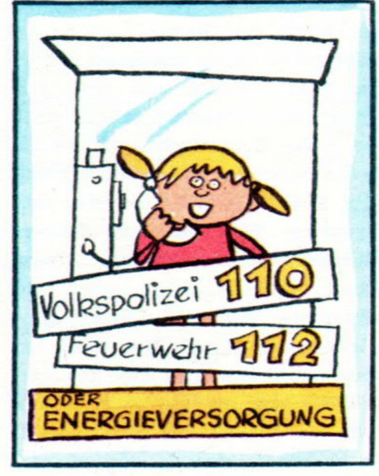
4. Keinen Funken verursachen



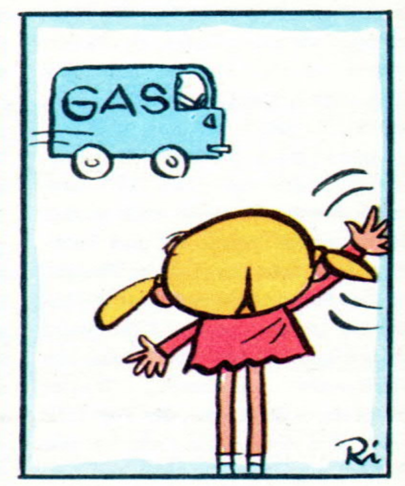
5. Absperrhahn schließen



6. Erwachsene verständigen



7. Oder selbst Hilfe herbeirufen



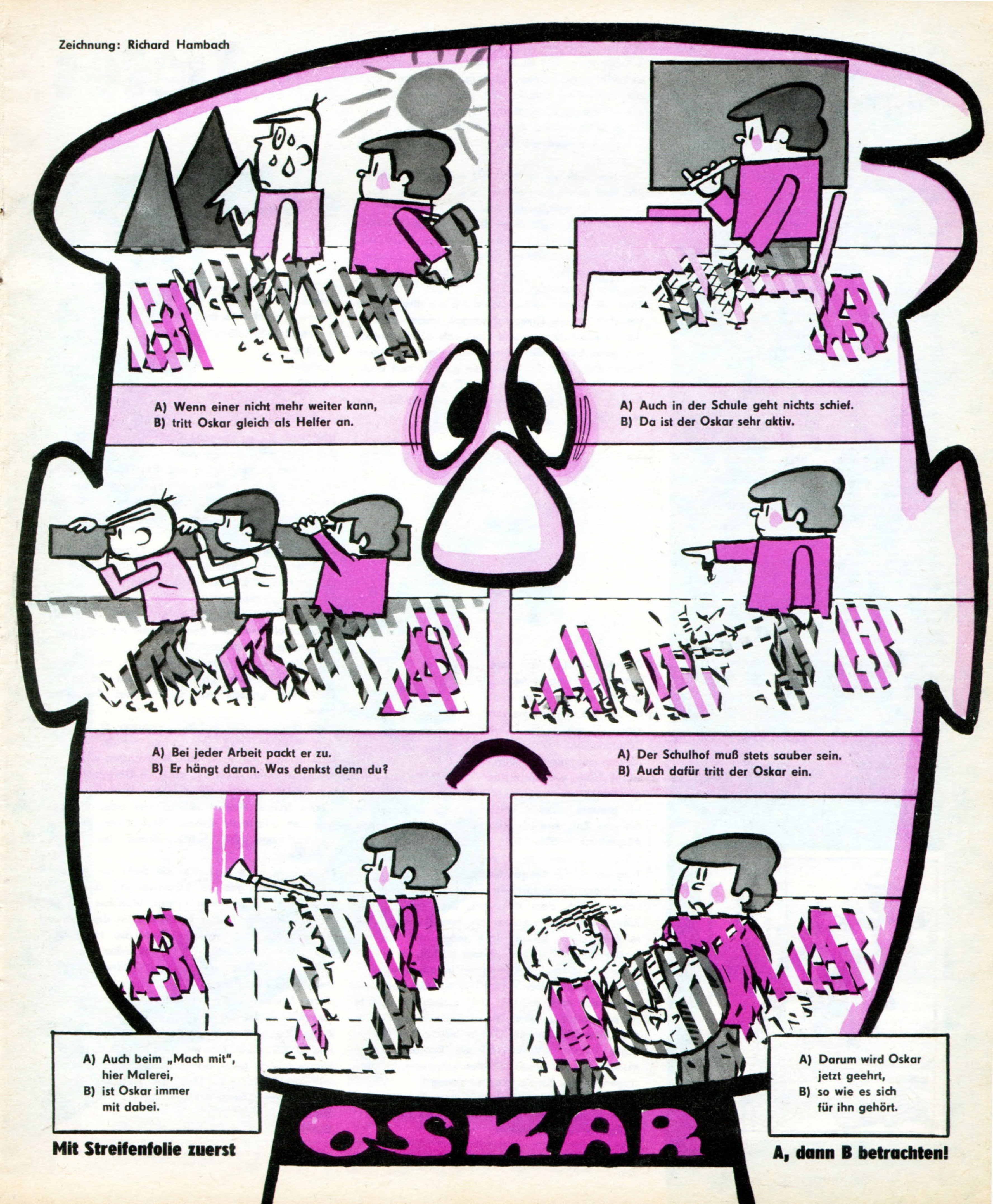
8. Warten, bis Hilfe kommt, Helfer einweisen

Stadtgas ist giftig und im Gemisch mit Luft explosiv. Es enthält das farb- und geruchlose Kohlenmonoxid (CO). Bereits geringe eingeatmete Mengen sind gesundheitsschädlich. Um Gasausströmungen zu signalisieren, wird das Gas mit einem Geruchsstoff versehen.

Der am Gaszähler eurer Wohnung angebrachte Absperrhahn ist der Haupthahn für eure Gasanlage. Der Haupthahn muß im Gefahrenfall sofort geschlossen werden. Dazu muß der auf dem Vierkant steckende Hahnschlüssel so gedreht werden, daß die Kerbe auf dem Vierkant quer zur Gasdurchgangsrichtung steht.

Benutzt, auch wenn ihr schon größer seid, Gasgeräte nur dann, wenn eure Eltern es ausdrücklich gestatten und euch mit der Bedienung der Geräte und den Gefahren falscher Handhabung vertraut gemacht haben. Laßt Gasgeräte nie ohne Aufsicht brennen. Haltet kleinere Geschwister davon fern.

Man zündet immer zuerst das Streichholz an bzw. hält den Gasanzünder bereit und öffnet erst dann den Brennerhahn. Nach Gebrauch des Gerätes werden nicht nur die Brennerhähne, sondern auch der Gerätehahn an der Zuleitung geschlossen. Vor dem Zubettgehen kontrollieren die Eltern noch einmal, ob alle Hähne geschlossen sind.


Zeichnung: Richard Hambach
A) Wenn einer nicht mehr weiter kann,
B) tritt Oskar gleich als Helfer an.
A) Auch in der Schule geht nichts schief.
B) Da ist der Oskar sehr aktiv.
A) Bei jeder Arbeit packt er zu.
B) Er hängt daran. Was denkst denn du?
A) Der Schulhof muß stets sauber sein.
B) Auch dafür tritt der Oskar ein.
A) Auch beim „Mach mit“, hier Malerei,
B) ist Oskar immer mit dabei.
A) Darum wird Oskar jetzt geehrt,
B) so wie es sich für ihn gehört.
OSKAR
Mit Streifenfolie zuerst
A, dann B betrachten!

Nachtleuchten – Nachleuchten

Haltet ihr die „Frösi"-Beilage ins Sonnenlicht und betrachtet sie anschließend im Dunkeln, dann ist ganz deutlich ein leuchtender Fleck zu erkennen. Das Leuchten wird allmählich schwächer und tritt erst wieder deutlich in Erscheinung, wenn die Beilage erneut ins Licht gehalten wurde. Das ist kein Spuk oder Zauberei, sondern liegt in der Natur jener hauchdünnen Schicht, die sich auf der Beilage befindet. Physikern, Chemikern, aber auch Biologen sind viele Stoffe bekannt, die sich ganz ähnlich verhalten. Sie nennen diese Stoffe Leuchtstoffe oder auch Phosphore, wobei sich die letztere Bezeichnung auf die ganz ähnlichen Eigenschaften des Elementes Phosphor bezieht.

In der Natur ist ein ähnlicher Effekt zu beobachten bei Tiefseetieren, Pilzen, Bakterien, Glühwürmchen, faulendem Holz zum Beispiel. Hier wird die Energie durch eine chemische Reaktion geliefert und die Erscheinung demzufolge als Chemielumineszenz bezeichnet.

Wenn ihr das Experiment mit der Leuchtstoffbeilage – Belichten im Sonnenlicht und Nachleuchten im dunklen Zimmer – öfter wiederholt, dann könnt ihr insbesondere zwei wichtige Entdeckungen machen. Hält man die Beilage in das direkte Sonnenlicht, dann leuchtet sie im Dunkeln viel intensiver, als wenn man sie nur so dem normalen Tageslicht ausgesetzt hat. Gleichzeitig werdet ihr beobachten, daß sich die Farbe des von der Leuchtstoffschicht ausgehenden Lichtes von der Farbe des Sonnenlichtes unterscheidet. Während die Intensität des Nachleuchtens – die Wissenschaftler nennen diese Erscheinung Phosphoreszenz – von der Intensität der vorausgehenden Bestrahlung abhängt, ist die Farbe des Nachleuchtens abhängig von den Eigenschaften der Leuchtstoffschicht. Jeder Leuchtstoff hat eine ganz bestimmte Nachleuchtfarbe.

Leuchtstoffe findet man in der Technik und im Haushalt gar nicht so selten. Denkt nur an die Leuchtstoffröhren. Auf der Innenseite der Glasröhren befinden sich ebenfalls Leuchtstoffe, die aber nicht durch die Strahlen der Sonne, sondern durch technisch erzeugte, energiereiche Strahlen zum Leuchten angeregt werden. Auch auf der Innenseite eines Fernsehschirmes befinden sich solche Leuchtstoffe. Allerdings leuchten diese Fernsehleuchtstoffe nur Bruchteile von Sekunden, sonst würde man ja längere Zeit immer das gleiche Bild sehen bzw. die einzelnen Bilder nicht mehr unterscheiden können. Na, und am Farbfernsehgerät läßt sich sehr schnell feststellen, daß es tatsächlich Leuchtstoffe mit ganz unterschiedlichen Nachleuchtfarben gibt.

Mit der dünnen Schicht, ein mit Kupfer aktiviertes Zinksulfid, hergestellt vom VEB Leuchtstoffwerk Bad Liebenstein, auf der leuchtenden „Frösi"-Beilage sind also viele interessante Dinge verbunden. Bei etwas Geschick und Phantasie läßt sie sich übrigens für einen Zaubertrick nutzen. Uberlegt einmal!

Dr. Peter Lobitz



Zeichnung: Susanne Kahl

Tiefes

Nein, diese verrückten Jungs! Steigen bis in den allerhintersten Bodenwinkel und stöbern mich auf. Hätte nie gedacht, daß mich noch einmal so ein heller Tag anlacht. Bin sogar rot geworden, wie ein junges Ding. Und das bei mir, wo ich doch schon hoch in den Achtzigern lebe. Bin nämlich Jahrgang einundneunzig. Achtzehnhunderteinundneunzig!

Wie sie mich so in den Hof schleppten, dachte ich: Nun geht's wohl ab mit dir in den Ofen. Wozu bist du alte Schulbank sonst noch nütze?

Ich warf noch rasch einen Blick zum neuen Schulhaus. Sah hinter den Fenstern meine Nachkommen. Rank und schlank alle. Die Tische spiegelblank. Und Stühle dazu. Da wurde ich doch ein bißchen eifersüchtig.

Doch sie gingen so behutsam mit mir alten Dame um, daß ich die Eifersucht vergaß, trugen mich in das alte Schulhaus. Und dort sah alles so aus, wie ganz früher. Da stand meine Tante, die alte Rechenmaschine. Schiefertafeln gab es und dicke Tintengläser. Und auch meinen Onkel sah ich, den Rohrstock, und ich schämte mich wieder, weil wir verwandt sind.

Die Jungs, die mich vom Schulboden geholt hatten, gingen musternd um mich herum. Sie sagten was von einem Ehrenplatz in ihrem Schulmuseum. Dann war ich nun wohl ein Museumsstück? Nein, wer hätte das gedacht!

Ich glaubte wirklich, ich wäre zurückgepurzelt in die alte Zeit, wie ich mich so umsah. Und jeden Augenblick müßte die Lehrerin eintreten. Ein adliges Fräulein von ... von ... Hab's vergessen. Trug immer den Kragen hochgeschlossen. Mit ihrer funkelnden Golddrahtbrille und meinem unrühmlichen Onkel, dem Rohrstock, dressierte sie die Kinder. Dreißig waren es. Alle lernten gleichzeitig in dem einen Raum. Vorn saßen die Kleinen, hinten die Großen. Im Sommer barfuß, im Winter in Holzpantinen, so kamen sie in die Schule.

So kam auch Heinrich. Heinrich nämlich war mein erster, der mich drückte. Und manchmal wartete ich vergeblich auf ihn. Dann mußte er wieder für den Schloßherren die Gänse hüten. Der Baron sagte immer: „Was muß ein Dorfochs soviel wissen? Bißchen lesen, bißchen schreiben, bißchen singen für die Kirche. Das ist genug."

Viel mehr war auch nicht auf dem Stundenplan. Ich weiß noch ganz genau, was da so stand:

Religions- und Sittenlehre
Deutsche Sprache mit Lesen und Schreiben
Rechnen
Formlehre
Realien (Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Naturlehre)
Gesang
Zeichnen
Turnen

Und was sie so lernten! Daß alles, was es auf der Erde gab, Könige und Kaiser, Gutsbesitzer und Fabrikherren, Arme und Reiche, gottgewollt sei. Und daß der Mensch daran nichts ändern könnte und dürfte. Auch daß es schön sei, für die Herrschaft in den Krieg zu ziehen und dort zu sterben.

Kamen dann ja auch bald zwei Kriege.

Aus dem ersten kehrte mein Heinrich mit einem Holzbein zurück. Im zweiten wurde sein Sohn Albert totgeschossen.

Aber dann war das doch alles vorbei. Auch mit dem Schloßbaron und dem Fräulein mit der Golddrahtbrille und meinem Onkel.

Ich stand noch immer in der Klasse, wenn auch etwas blankgewetzt von all den Röcken und Hosen. Und nun gehörte ich zu Hartmut, Heinrichs Enkel.

Mein Heinrich aber war Bürgermeister. Er ließ aus dem Baronenschloß eine zweite Schule machen. Und ich zog mit ins Schloß. Nun hatten wir sechs Klassenzimmer. Auch aus anderen Dörfern kamen die Kinder in unsere Schloßschule. Und die Lehrer waren früher einmal Näherinnen oder Maurer gewesen. Hartmuts Lehrer Mechaniker. Er hieß Neubert und soll heute Bücher für Kinder schreiben.

Ich bekam einen Haken in die Seite für das Eßgeschirr. Nun gab es Schulspeisung für jedes Kind. Nur Hefte waren knapp. Mancher schrieb auf der Rückseite alter Formulare. In den neuen Schulbüchern, sie kamen durch die Hilfe der Sowjetarmee in die Schulen, stand nichts mehr von Königen und Kaisern und ihren Schlachten. Von der Arbeit der Menschen konnte man lesen, vom neuen Leben und dem Aufbau. Und beim Aufbau halfen auch die Kinder. War ja viel kaputt.

Zu der Zeit gab es ungefähr 64 000 Klassenräume und 65 000 Lehrer. Das waren nicht gerade viele.

Hartmut aber lernte schon anders als sein Vater und mein Heinrich. Und als Hartmut in die Siebente ging, hatte er:

Deutsch
Geschichte

Nachdenken einer schon ziemlich alten Dame

Erdkunde
Fremdsprache
Biologie
Rechnen (Algebra, Geometrie)
Musik
Turnen
Zeichnen

Auch ging nun jeder acht Jahre zur Schule. Die Einklassenschulen wurden nach und nach weniger. Die letzte wurde so um 1960 geschlossen. Das war die Zeit, als ich nicht mehr gebraucht wurde. War ja fast siebzig.
Die Kleinen spielten mit mir Eisenbahn oder Rakete. Denn ich stand in der Hofecke und wartete auf den Winter. Sollte in den Ofen. Aber mein Heinrich hatte anderes vor. „Tragt sie mal lieber auf den Boden", sagte er. „Vielleicht kommt sie noch mal ins Museum."
Und nun ist es so, wie Heinrich sagte. Sie haben ein Museum aufgebaut, Hartmut und seine Jungen. Denn Hartmut ist jetzt hier Direktor. Direktor der Polytechnischen Oberschule. Heute gibt es 105 000 Klassenräume und Fachkabinette sowie etwa 200 000 Lehrer. Für über zweieinhalb Millionen Schulkinder. Weiß ich inzwischen alles von Hartmut. Und was nun so auf dem Lehrplan für eine Siebente steht:

Deutsch
Russisch
Mathematik
Physik
Chemie
Geographie
Technisches Zeichnen
Produktive Arbeit
Geschichte
Staatsbürgerkunde
Zeichnen
Musik
Sport
Fakultativ Englisch, Französisch

Sie gehen nun zehn Jahre zur Schule. Jeden Tag Schulessen aus der Schulküche. Schulmilch in der großen Pause. Einen Schulbus haben sie ...
Da würde den alten Schloßbaron glatt ein Schlaganfall treffen! Ich aber bin dabei und fühle mich munter. Als wäre ich selbst noch einmal dreizehn.

Fotos: Herbert Schier



Das bißchen Knarren in den Gelenken läßt sich ja überhören. Und Hartmut seine Jungs werden mich schon fit halten. Denn nun habe ich mir vorgenommen, die Hundert zu erreichen. Will doch sehen, wie es weitergeht.
Da fällt mir ein, ob es nicht noch irgendwo von mir Verwandte gibt? Wäre ja immerhin möglich! Und wenn nicht Bänke, so vielleicht alte Bücher, Hefte, Bilder ... Die könnten nämlich auch Geschichten aus der Schule erzählen. Schulgeschichten. Guckt euch um und fragt herum. Und dann schreibt eure Schulgeschichte, die Geschichte eurer Schule. Schreibt, wie es war, wie es ist, wie es einmal sein wird. Berichtet „Frösi" davon unter dem Kennwort: Schulgeschichten.

Eckhard Rösler

Galerie der Ökonomie



Macht überall in Stadt und Land die Neuererideen bekannt.

Zeichnungen: Richard Hambach



Geht die Mutter auch zur Schicht, Sorgen hat sie deshalb nicht.

Wie ich drei Fliegen fange

Ehrenwort! Im neuen Jahr werde ich ein anderer. Einer, von dem man noch reden wird. Denn ich will sparen. Stunden sparen.

Bis jetzt war es so: Zwei Stunden Fernsehen, zwei Stunden Kofferradiohören, zwei Stunden Schularbeiten. Sind genau sechs Stunden am Nachmittag. Ist zuviel. Bleibt ja keine Freizeit mehr. Und darum werde ich ein Stundensparer.

Hab' mir eine Methode ausgedacht. Brauche für alles nur noch zwei Stunden. Vier Stunden gespart! 'n Ding, was?

Was heißt, zwei läßt sich durch drei schlecht teilen? Will ja gar nicht teilen. Mache nämlich alles zugleich. Alles auf einen Hieb. Hören, Sehen, Schreiben. Schlag' – wie man so sagt – nicht zwei Fliegen mit einer Klappe, sondern sogar drei.

Oma wird sagen: „Ist das die Megglichkeit! Gerade wie der Herr Napoleon!"

Und nun führe ich meine Methode vor. Generalprobe, sozusagen. Alles bereit?

Alles bereit!

Meine Augen konzentriere ich auf den Fernsehapparat. Janosik, der Held der Berge, guckt aus der Röhre. Meine Ohren öffne ich dem Kofferradio, in dem gerade der kleine Adamo singt. Und die Finger mit dem Kugelschreiber lauern vor dem erst gekauften Schreibblock. Ganz Spannung jeder Finger, wie ein Sprinter vor dem großen Start. Sprinten sollen sie natürlich nicht. Schreiben sollen sie. Das von den drei Fliegen und einer Klappe, was ich eben sagte. Ist nämlich die Losung für meine Stundensparmethode.

Und nun starte ich.

Die Augen sehen Janosik, wie er den Berg hinunterstürmt. Die Ohren hören Adamo von den schönen Damen singen. Die Finger fangen an zu schreiben.

„Drei Fliegen mit einer Flappe!"

Flappe? Wieso Flappe? Ist ja komisch! Ritsche, ratsche, weg die Seite.

„Drei Kliegen mit einer Klappe!"

Quark! 'raus mit der Seite aus dem Block. Noch einmal!

„Drei Flugen mut ...!"

Ritsche, ratsche, 'raus mit dem Blatt. Schon wieder verschrieben.

„Drei Klippen mit einer Hiebe!"

Ritsche, ratsche, weg.

„Drei Hiebe mit einer Happe!"

Na, so ein Blödsinn! Weg mit der Seite.

Jetzt aber richtig!

„Drei Happen mit einer Fliege!"

Ist denn das die Megglichkeit! (Ich rede ja schon wie Oma.)

„Drei Klappen mit einer Fliege!"

Endlich habe ich es. Nein! Wieder nicht!

„Eine Fliege mit drei Klappen!"

Ritsche, ratsche, weg, du doofe Seite.

„Drei Fluben einer schönen Dame!"

Ritsche, ratsche, weg! Fluben! Was brüllt der Adamo auch so, der Flügel, äh, Fliegel, nein, Flegel!

Nun aber!

„Drei Adamos fliegen um Janosik!"

Wird ja immer schöner!



Zeichnung: Hans Betcke

Macht nichts! Sparen heißt auch Opfer bringen. Schnell die Seite 'rausgerissen.

„Drei Fliepen fiepen, piepen, Pieps ...!"

Ritsche, ratsche ... Was? Schon die letzte Seite im Block? Was die so verkaufen! Kann ich nur sagen: „Klaffe zu, Appe tot!"

Äh, heißt natürlich:

„Appe zu, Klaffe tot!"

Nicht doch!

„Affe zu, Klappe tot!"

Klappe tot!

Klappe tot?

Was hat der blöde Block auch so wenig Seiten!

Wer hängt sie auf? Wer bietet mehr?

Ei ne Frage an jeden: Wer will Mäxchens Konterfei? Wer will Tüte in seinem Zimmer an die Wand nageln? Wer will ein farbiges Porträt von Mäxchen und Tüte, den wackeren „Frösi"-Figuren?

Ei ne Tatsache, die jeder kennt; spätestens mit der Pionieraktion „Großfahndung – Millionen für die Republik": Altrohstoffe sind kostbar. Schrott kommt in den Hochofen, Altpapier muß in die Papiermühlen.

Ei n Gewinn für alle, wenn Altrohstoffe nicht faulenzen können. Und eine wiederverwendete Verpackung erspart die Herstellung einer neuen.

Ei n jeder kennt auch uns: die praktischen, dauerhaften und formschönen Polystyrol-Verpackungen. Aber nur wenige achten uns genug.

Ei n Unglück, daß wir keine Beine haben. So kommen wir zwar zu vielen Familien in den Bezirks- und Kreisstädten nach Hause, aber nicht wieder weg. Mülltonnen und Kellerecken werden unser Grab – kaum geboren, ist unser „Verpackungsleben" oft schnell zu Ende, zu schnell.

Ei ne Bitte an jedermann, der mit uns umgeht: Laßt uns nicht nutzlos sein! Einzeln gesehen scheinen wir wertlos zu sein – aber in allen Angehörigen meiner „Eierverpackungsfamilie" stecken Hunderte, ja Tausende Tonnen wertvollen Materials, und wir sind auch nicht billig zu produzieren.

Ei nfach und klar ist unser Vorschlag: Ihr sammelt uns – ihr gebt uns ab – und wir gehen erneut auf unsere Eierverpackungs-Rundreise.

Ei gentlich ist das ein Kinderspiel: Ihr sprecht mit Mutti oder Oma, paßt auf, daß wir nicht in die Mülltonne geraten, und schafft uns dann zu den Verkaufsstellen und Kaufhallen der HO oder des Konsums. Fragt nach, erkundigt euch, welche Verkaufsstelle uns zurücknimmt, in den Bezirksstädten und Kreisstädten gibt es gekennzeichnete Verkaufsstellen dafür.

Ei ne Frage an jeden: Wer will ein farbiges Porträt von Mäxchen und Tüte, den beliebten „Frösi"-Figuren? Wer uns sammelt, der bringt uns zu Konsum und HO, der läßt sich dafür einen Stempel geben, der schickt dann den abgestempelten Zettel an „Frösi" ein.

Ei ndeutig ist unsere Rechnung: Wir fragen bis zum 31. Dezember 1976 „WER BIETET MEHR?". Wer die meisten Polystyrol-Eierverpackungen an den Handel zurückgibt und die mit Stempel bestätigten selbstgefertigten Scheine an „Frösi" schickt, kann in den Monaten Oktober, November, Dezember ein großes oder ein kleines Bild von Mäxchen und Tüte erhalten. Die großen Bilder erhält immer der, welcher am meisten ablieferte.

Ei nen Termin für die Zettel mit Stempel stellen wir nicht. Wer die Bedingungen erfüllt hat, schreibt. Morgen – aber spätestens bis zum Jahreswechsel, dem 31. 12. 1976, 24.00 Uhr.

Ei n jeder muß es einsehen lernen: Wir sind praktisch, nützlich, dauerhaft – und wiederverwendungsfähig!

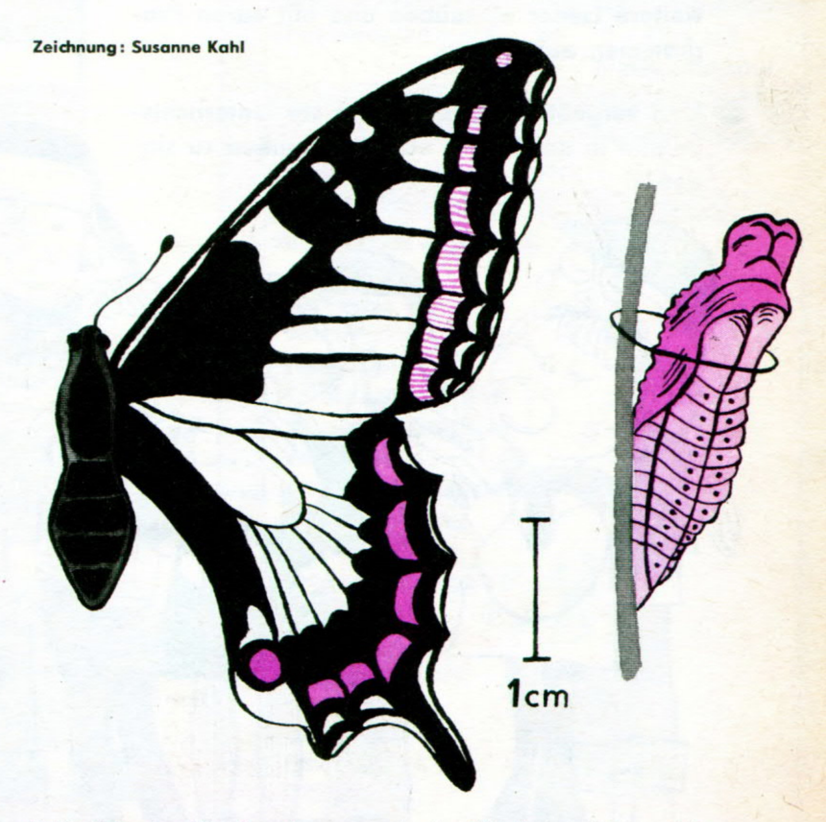
Ei ne Katze im Sack gewinnen außerdem alle, die mehrere Male Scheine mit abgelieferten Polystyroleierverpackungen an „Frösi" schicken. Die Auslosung erfolgt in der Silvesternacht.

Aus der Puppenstube

Jeder kennt die Schmetterlinge im Sommer. Sie gehören einfach zu der warmen Jahreszeit. Weniger bekannt ist, daß einige Schmetterlinge als Falter überwintern (bitte nicht berühren!), bei anderen überwintern die Raupen. Die meisten aber überwintern im Puppenstadium, so auch der Schwalbenschwanz. Wir aber hatten mitten im Dezember einen lebenden Schwalbenschwanz in der Wohnstube. Und das kam so.
Am 4. September fanden wir auf dem Kraut der Gartenmöhre eine besonders schöne Raupe, die des Schwalbenschwanzes. Die Raupe wurde weiter mit frischem Möhrenkraut in einem belüfteten Plastebeutel gefüttert und innen am Fenster aufgehängt.
Vom 7. bis 20. September verreiste die ganze Familie. Bei der Rückkehr mußten wir feststellen, daß die Raupe nicht mehr da war. Aber nach vier Wochen fanden wir beim Saubermachen an der Lichtleitung der Stehlampe etwas Unbekanntes. Es war die Puppe des Schwalbenschwanzes. Sie war mit einem Gürtel und am Puppenende mit einem Gespinst an der Leitung befestigt. Wir lösten die Puppe vorsichtig von der Leitung, zogen einen Wollfaden durch den Gürtel und brachten die Puppe nunmehr freihängend, jedoch zugfest, an ungestörter und lichtarmer Stelle an.
Da die Puppe überwintern sollte, beachteten wir sie nicht weiter. Am 24. November plötzlich flatterte ein Schwalbenschwanz in unserer Wohnstube.
Jetzt ist er fein säuberlich präpariert in der Insektensammlung.
Die Zucht des Schwalbenschwanzes zeigt, daß man die natürlichen Verhältnisse der jeweiligen Arten sehr oft künstlich nachgestalten kann. Da die Lebensweise jedes Falters unterschiedlich ist, muß man sich vorher in der Fachliteratur informieren, z. B. Koch „Wir bestimmen Schmetterlinge". Besser ist es aber noch, wenn ihr euch an erfahrene Natur- und Heimatfreunde des Kulturbundes der DDR in eurem Kreis wendet.

Kurt Rudnick

Zeichnung: Susanne Kahl



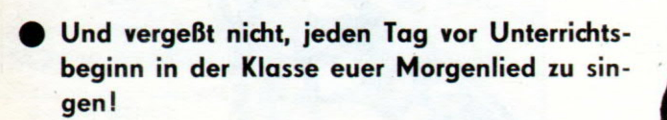
Rechte Seite des Schwalbenschwanzes und seine Gürtelpuppe. Falter und Puppe wurden im wirklichen Größenverhältnis zueinander gezeichnet. Der eingetragene Maßstab läßt erkennen, daß der Falter gegenüber seiner Puppe wesentlich größer ist.

„Hell soll unser Lied erklingen!“

Dieses Motto kennt ihr doch bereits als Aufruf zum Singewettstreit der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“.

Hier noch ein paar Denkanstöße:
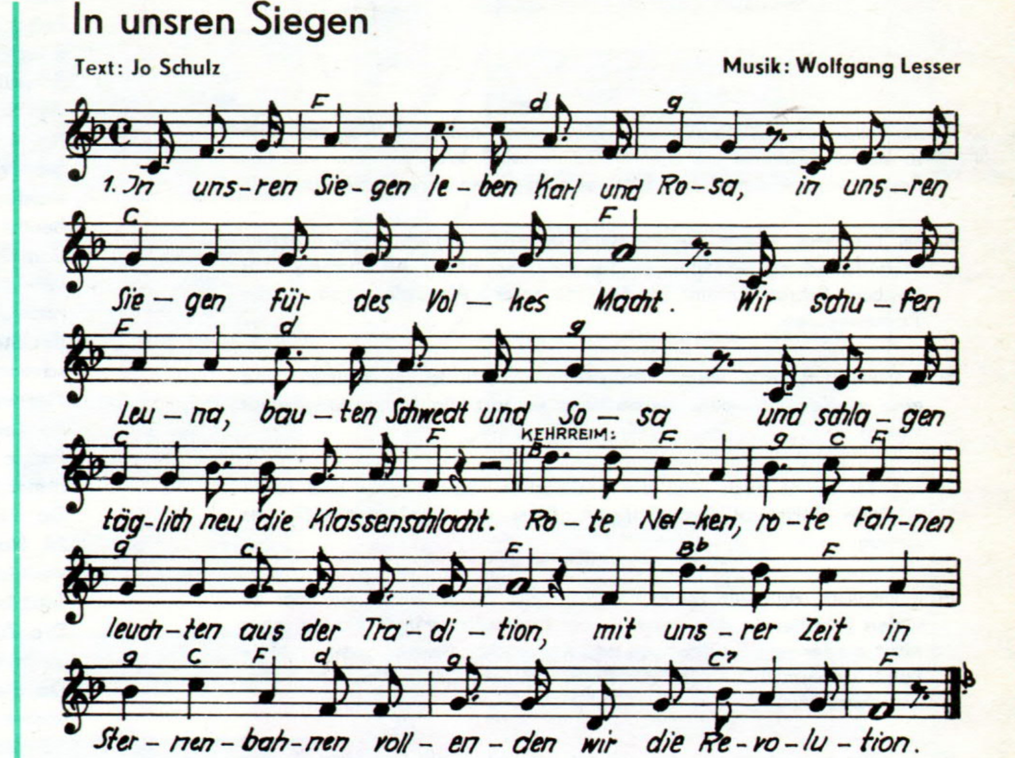
- **Habt ihr den Singewettstreit in euren Gruppenplan zur Pionierstafette „Roter Oktober“ aufgenommen?**
- **Wurde euer Auftrittsterminkalender in der Gruppe beraten und beschlossen?**
- **Sind eure Programme für die nächsten Auftritte eurer Gruppe zusammengestellt? In den nächsten Wochen gibt es ja eine Reihe Anlässe, wo ihr mit euren Gruppenprogrammen auftreten könnt, z. B. zum Pioniergeburtstag, zum Gedenktag der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, zur Woche der Waffenbrüderschaft vom 23. 2. bis 1. 3. 1977 u. a. m.**
- **Denkt jetzt schon an die Winterferien im Februar, da habt ihr Zeit und Gelegenheit, Singeveranstaltungen in der Pionierfreundschaft zum Singewettstreit zu organisieren, weitere Lieder einzuüben und mit euren Programmen aufzutreten.**



- **Und vergeßt nicht, jeden Tag vor Unterrichtsbeginn in der Klasse euer Morgenlied zu singen!**

In unsren Siegen

Text: Jo Schulz — Musik: Wolfgang Lesser



2. In unsren Siegen lebt die junge Garde,
ziehn Partisanen der Oktoberzeit.
In unsren Siegen lebt der Kommunarde,
denn seine Sehnsucht wurde Wirklichkeit.
Rote Nelken . . .

3. In unsren Siegen strahlen hell die Sterne:
Vertrauen, Freundschaft, Solidarität,
daß Freund vom Freunde klüger leben lerne
und wie man heut im Klassenkampf besteht.
Rote Nelken . . .



Zeichnung: Hans Betcke





Zeichnungen: Ladislaus Elischer

Wünsche für das neue Jahr

Ich beteilige mich an jedem Preisausschreiben von „Frösi", ich wünsche mir, daß ich auch einmal zu den Preisträgern gehöre.

Katrin Haugk, 9103 Limbach-Oberfrohna

●

Als Freundschaftsratsvorsitzende wünsche ich mir viele aktive Pionierräte.

Bettina Bludik, 140 Glienicke

●

Ich wünsche mir und allen Menschen der Welt für immer Frieden und ein glückliches Leben.

Frauke Christians, 140 Bergfelde



Ich wünsche mir, daß das Jahr 1977 schnell vergeht, denn 1978 ist das Jahr der XI. Weltfestspiele in Kuba.

„Frösi"-Korrespondent André Jagßenties, 1502 Potsdam-Babelsberg

●

Mein Wunsch, ein neues Fahrrad, müßte 1977 in Erfüllung gehen.

Jürgen Krüger, 402 Halle

●

1977 beim Sammeln von Kräutern und Beeren Korbine begegnen!

„Frösi"-Korrespondent Lelia Kuschel, 84 Riesa

●

Ich möchte meine Brieffreundin in ihrer Heimat, der Sowjetunion, persönlich kennenlernen.

„Frösi"-Korrespondent Gregor Albrecht, 89 Görlitz

●

Viel habe ich über Lenin gehört und gelesen. Mein Wunsch für dieses Jahr wäre, an die Stätten seines Lebens und Wirkens zu fahren. Vielleicht nach Leningrad, Rasliv oder Poronin.

„Frösi"-Korrespondent Per Witte, 1606 Mittenwalde

Wie ein Pferd umgedreht wurde

Kennt ihr die beiden Nachbarjungen, die man scherzhaft Stöpsel und Gesop nennt? Nein? Ich kenne sie um so besser.
In der Geschichte, die ich euch heute erzählen möchte, ist von ihnen und von einem Pferd die Rede. Aber hört mir zu.
Schon länger sollte unser zersägtes Brennholz fein säuberlich auf unserem kleinen Hof aufgestapelt werden. Dazu mußte es von der Sägemühle transportiert werden. Der übliche Handwagen war für diese Arbeit zu klein. Meine beiden Freunde aber wußten Rat. Sie boten sich an, den Transport zu übernehmen.
An einem Sonnabendnachmittag stand ein Gespann vor der Tür. Es war ein alter Holzwagen mit einem dicken und unglaublich gutmütigen Pferd davor. Gesop sprang auf den Kutschbock, Stöpsel setzte sich neben ihn, und schon begann die Fahrt.
Bald waren wir wieder zurück. Gesop sprang ab und führte das Pferd auf den kleinen Hof. Im Nu war der Wagen leer und sollte auf die Straße gebracht werden. Aber was war das? Der Hof war eng und begrenzt, und niemand hatte daran gedacht, daß man hier nicht so einfach Pferd und Wagen umdrehen könnte. Stöpsel saß ängstlich auf dem Bock und hielt die Zügel. Gesop stand vor dem Pferd, faßte es am Halfter an und drückte es nach hinten. Aber das machte nur ein paar Schritte zur Seite und schüttelte seine Mähne. Dann guckte das unglaublich gutmütige Pferd auch schon über Nachbars Gartenzaun. Frau Wille trat gerade aus der Pforte. Erschrocken sprang sie zurück. Seit wann besuchte sie denn ein Pferd? Gesop war ratlos. Er zerrte noch einmal am Halfter, aber das dicke Pferd steuerte nun auf die Kaninchenbuchten an der kleinen Mauer zu. Hinter dem grünen Gitterchen saß Langohr, ein weißes Kaninchen. Es schnuffelte einsam vor sich hin. Plötzlich hörte es auf zu kauen, setzte sich aufrecht hin und hob die Löffel. Was wollte denn das große Tier von ihm?
„Wir müssen das Pferd umdrehen", rief plötzlich Stöpsel. Längst war er vom Wagen gesprungen. Kinder, die auf der Straße spielten, kamen neugierig näher. „Ein Pferd umdrehen? Und der Wagen?" Alle gerieten in Aufregung. Konnte denn niemand helfen? Da kam Herr Lamprecht vorbei. „Kinder", rief er lachend, „wo steht denn das Pferd?" Damit trat er näher. „Zuerst müssen wir mal das Pferd ausspannen." Gesop half ihm dabei. Dann schob Herr Lamprecht den Wagen zurück. Nun konnte er das Pferd umdrehen. Langsam bewegte es sich im Halbkreis. Schnell wurde es von Herrn Lamprecht wieder eingespannt. Die Kinder sprangen auf den Wagen und bedankten sich. Auf Zuruf setzte sich das Pferd willig in Bewegung. Es war eben ein richtiges dickes und unglaublich gutmütiges Pferd. Der Wagen zuckelte auf dem Holperpflaster hinterher.
Kinder, habt ihr schon einmal ein Pferd umgedreht?

Armin Lange, Schüler der Klasse 5 der Oberschule Wildberg





Da schmunzelt der Postillion ...

Wir betreuen einen Rentner. Kennengelernt haben wir ihn durch unsere Lehrerin, sie hat ihn uns angeschafft.

●

Den Samen der Studentenblumen hat unsere Pioniergruppe in Blumentöpfe gesät, als die ersten Anzeichen kamen, pflanzten wir sie in unseren Schulgarten.

●

Wir von der dritten Klasse haben uns verpflichtet, guten Schülern zu helfen und schlechte Schüler zu bleiben.

Die Wahrheit ist ... als die

JURIJ KATSCHAJEW

Lopatin kam an einem heiteren Sommertag des Jahres 1870 nach London. An der Tür eines Hauses in der Maytland-Park-Road empfing ihn ein braunäugiges Mädchen, das etwa vierzehn Jahre alt war.

„Ich möchte gern Herrn Marx sprechen", sagte Lopatin und nahm seinen Hut ab.

Das Mädchen musterte ihn von Kopf bis Fuß und fragte dann recht streng: „Haben Sie einen Termin bei ihm?"

„Nein, aber ich habe einen Brief von den Lafargues* bei mir."

„Mama", rief das Mädchen hocherfreut ins Haus hinein, „ein Brief von Paul und Laura ist da."

In die Diele trat eine hochgewachsene, hübsche Dame.

„Tussy, benimm dich anständig", sagte sie zu dem Mädchen und wandte sich Lopatin zu:

„Darf ich Sie hereinbitten, mein Mann wird gleich kommen."

Lopatin wurde beklommen zumute. Aber als ihm der Hausherr seine große, warme Hand entgegenstreckte, verschwand Lopatins Aufregung.

Nachdem Marx den Brief gelesen hatte, schaute er, neugierig geworden, Lopatin aufmerksam an und sagte: „Paul empfiehlt Sie als möglichen Übersetzer des ‚Kapitals'. Ich freue mich aufrichtig darüber und sage Ihnen auch warum: Das wird die erste Übersetzung des Werkes in eine Fremdsprache werden. Aber wissen möchte ich natürlich gern, was Sie gerade am ‚Kapital' so reizt?"

„Mir scheint, daß dieses Buch das Lehrbuch für alle richtigen Revolutionäre werden wird", sagte Lopatin nach kurzem Überlegen. „In ihm ist die ganze Geschichte der Entwicklung des Kapitalismus dargelegt. Kann man denn gegen den Kapitalismus kämpfen, ohne seine Wurzeln zu kennen?"

„Sind Sie schon lange aus Rußland weg?" fragte Marx.

„Im Februar war ich noch in Petersburg."

„Paul schreibt, daß Sie aus der Verbannung geflohen sind", sagte Marx, „und daß Sie unterwegs Lawrow** den Gendarmen geradezu vor der Nase weggeschnappt haben. Erzählen Sie doch bitte."

„Ja, zu erzählen gibt es eigentlich gar nichts darüber", antwortete Lopatin. „Lawrow lebte zusammen mit seiner Mutter in einer Kleinstadt unter zaristischer Polizeiaufsicht. Ich war im Hotel der Stadt unter falschem Namen abgestiegen. Eines Tages begab sich die Wache zum Stadtkommandanten, um dessen Namenstag zu feiern. Ich nahm mir eine Troika, fuhr zu Lawrow, setzte ihn in den Schlitten und brachte ihn weg. Und damit die Gendarmen den Flüchtenden nicht gleich wieder einfingen, schaltete Lawrows Mutter jeden Abend im Zimmer des Sohnes die Nachttischlampe an. In der Stadt war bekannt, daß Lawrow gern des Nachts arbeitete... Später brachte ich ihn dann über die Grenze."

Marx lächelte und schaute Lopatin an. „Mein lieber Freund", sagte er. „Bescheidenheit ist natürlich eine gute Eigenschaft, sie vernichtet jedoch im Menschen den Erzähler... Aber jetzt wollen wir Tee trinken."

Da kniet Rußland nieder

Seit jenem Tag war Lopatin ständiger Gast bei der Familie Marx. Die Arbeit an der Übersetzung erforderte außergewöhnliche Kenntnisse. Es mußten all die Bücher derjenigen im Original gelesen werden, mit denen Marx stritt. Die Arbeit ging langsam voran, aber der Stapel beschriebener Blätter wurde von Tag zu Tag höher. Marx kannte die russische Sprache recht gut. Trotzdem er voll ausgelastet war, machte er auf Bitten Lopatins hin noch einige notwendige Erläuterungen für den russischen Leser. Das war für die Arbeit eine große Hilfe.

An den Sonntagen fuhr die Familie Marx gewöhnlich ins Grüne, in die Hampstad-Hügel. Dort, unter jahrhundertealten Kastanien und in dichtem Heidekraut, konnte man sich vom Stadtgetümmel erholen und den Duft der Natur einatmen. Lopatin und Tussy bastelten in diesen Stunden entweder Pfeil und Bogen oder pflückten Blumen oder spielten Krocket. Marx ging gewöhnlich viel spazieren oder las. Einmal, als er ein Buch von Tschernyschewskij durchblätterte, rief er Lopatin zu sich und fragte ihn:

„Ist denn Tschernyschewskij nun für immer der gelehrten Welt verlorengegangen?... So ein kluger Kopf..."

„Ich fürchte – für immer", antwortete Lopatin.

„Ein bedeutender Schriftsteller", sagte Marx und fuhr fort: „Der Zar hat ihn zur Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt. Das ist ein großes Unglück für die russischen Revolutionäre und für uns alle."

„Ich war an jenem Tag auf dem Platz, als sie an ihm das Zeremoniell der bürgerlichen Hinrichtung vollzogen", erzählte Lopatin. „Tschernyschewskij wurde an den Schandpfahl gestellt, und um den Hals wurde ihm eine Tafel mit der Aufschrift ‚Staatsverbrecher' gehängt. Unter Trommelwirbel wurde über seinem Kopf ein Degen zerbrochen. Irgendein Mädchen warf Tschernyschewskij einen Blumenstrauß vor die Füße und rief: ‚Da kniet selbst Rußland nieder!' Die Gendarmen stürzten sich in die Menge, aber die Menschen versteckten das Mädchen."

„Warum haben es denn die Freunde Tschernyschewskijs nicht versucht, ihn zu befreien?" fragte Tussy und wandte sich ungeduldig an Lopatin. „Warum denn nicht, German?"

„Niemand weiß, wo ihn der Zar versteckt hält", antwortete Marx für Lopatin. „Sibirien ist groß, größer als ganz Europa."

„Ich hörte, daß Tschernyschewskij irgendwo bei Jakutsk ist", sagte Lopatin.

Marx wiegte seinen grauhaarigen Kopf. „Befreien könnte ihn nur eine große Organisation. Für einen einzelnen, sogar für den Tapfersten, wäre das zuviel."

Verhaftung in Irkutsk

Lopatin ging an diesem Tag recht niedergeschlagen nach Hause. Er wußte noch nicht, daß dieses Gespräch sein Schicksal bald völlig verändern würde. Während der Arbeit an der Übersetzung ertappte er sich immer öfter dabei, daß er an Tschernyschewskij dachte und sich Möglichkeiten für seine Rettung vorstellte. Schließlich warf er alle Bedenken über Bord und faßte einen Entschluß.

Als Lopatin wieder zu Marx in die Maytland-Park-Road kam, empfing ihn Tussy.

„Papa ist nicht zu Hause", sagte sie.

„Ich möchte zu dir, Tussy. Wir müssen miteinander reden.

Ich fahre für einige Zeit nach Paris", sagte er. „Ich möchte dich bitten, diesen Brief deinem Vater zu geben, wenn ich schon nicht mehr in der Stadt bin."

Er zog einen Umschlag aus der Tasche. Tussys Lippen erbebten. „Nein", sagte sie, „nein, Sie fahren überhaupt nicht nach Paris, Sie brauchen mich nicht zu belügen. Sie haben einfach Angst davor, daß Papa Sie nicht wegläßt, nicht wahr?"

Lopatin schwieg.

„Ich weiß", fuhr Tussy fort, „daß Sie niemand und nichts aufhalten kann. Und ich... ich bin stolz darauf... und ich werde sehr auf Sie warten und um Sie bangen!"

●

Am nächsten Tag fuhr Lopatin nach Petersburg. Dort bat er seinen Freund Nikolai Danielson, Revolutionär und Übersetzer wie er, die Übersetzung des „Kapitals" zu beenden, er selbst fuhr nach Sibirien. In der Tasche hatte er einen Paß auf den Namen Nikolai Ljubawin, Mitglied der Zari-



* Paul Lafargue – französischer Revolutionär, war mit Laura, der Tochter von Marx verheiratet.

** Pjotr Lawrowitsch Lawrow – großer Gelehrter, Mitglied der Partei „Narodnaja Wolja" (Volkswille), war im Wologodsker Gouvernement in Verbannung, Autor des Revolutionsliedes „Wir sagen uns von der alten Welt los".

heller Sonne

Vor 100 Jahren erschien der erste Band des „Kapitals" in russischer Sprache. Der erste Übersetzer des „Kapitals" in eine Fremdsprache war das Mitglied des Generalrates der Ersten Internationale, German Alexandrowitsch Lopatin, ein starker Mensch mit großem Mut. Siebenundzwanzig Jahre seines Lebens verbrachte er in zaristischen Kerkern, achtzehn davon in Einzelhaft in der Schlüsselburger Festung. Sein Name ist eng verbunden mit dem Kampf gegen die zaristische Selbstherrschaft. Seine Freunde nannten Lopatin „Ritter der Freiheit".

stischen Geografischen Gesellschaft. In Irkutsk wurde Lopatin verhaftet.

Das Gefängnis war mit Leuten vollgestopft. German kam in eine Gemeinschaftszelle, wo sich in Erwartung ihres Abtransportes die verschiedenartigsten Leute zusammendrängten: ein Postbeamter, der Geld unterschlagen hatte, ein Pferdedieb, der von den Bauern halbtot geschlagen worden war, „Zar" Petrucha, ein in ganz Sibirien bekannter Falschmünzer, und einige Bauern. Einer von ihnen, Wassilij Schischkin, ein magerer, aschgrauer Alter, konnte sich nach der harten Prügel nur selten von seiner Pritsche erheben und bat nur ab und zu um etwas Wasser.

Im Gefängnis wußten alle, daß Lopatin ein Politischer ist. Davon wußte auch Schischkin. Einmal, als sie ihn in die Zelle zurückbrachten und ihn mit dem Gesicht nach unten auf die Pritsche legten, winkte er German zu sich heran und sagte ihm mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich muß mit dir sprechen. Setz dich neben mich."

Lopatin setzte sich und rückte dem Alten die Decke zurecht.

„Ich weiß nicht, aber vielleicht prügeln sie mich das nächste Mal tot", fuhr Schischkin leise fort. „Ich möchte dir gern einen zuverlässigen Menschen nennen. Der Awdej wird dich mit Kleidung versorgen und dich durch die Wache bringen. Merk dir: Saretschensker Straße, von der Angara aus gesehen das dritte Haus rechts. Frag dort nach Awdej Lutochin. Du bist jung und kräftig. Ich glaube, du schaffst es abzuhauen."

„Ich habe es schon zweimal versucht", sagte Lopatin. „Einmal bin ich auf einem Seelenverkäufer dreitausend Werst weit gefahren, bis zum Jenissei. In Tomsk haben sie mich anhand des Bildes auf der Station erkannt ... Für den Hinweis trotzdem vielen Dank, Väterchen."

Jeden Monat trafen in der örtlichen Gendarmerie neue Ermittlungsergebnisse ein, und jeden Zehnten schafften sie Lopatin ins Kreisgericht, um das Vernehmungsprotokoll zu vervollständigen.

Morgen ist wieder der Zehnte, der 10. Juli, erinnerte sich Lopatin. Man müßte es noch einmal versuchen.

Um die Mittagszeit herum erschien der Aufseher.

„Lopatin, zum Ausgang!"

„Vergiß nicht, wohin du gehen mußt", flüsterte Schischkin.

„Ich denke daran."

Lopatin drückte die Hand des Alten. Über das Gesicht Schischkins liefen einige Tränen.

„Nun, mach's gut", sagt er. „Ich fürchte, daß wir uns nicht wiedersehen werden. Aber du glaube immer daran: Die Wahrheit ist heller als die Sonne."

„Ich glaube daran, Väterchen. Ich glaube fest daran."

Awdej und ein Enkel

Auf dem Gefängnishof wartete schon das Fuhrwerk. Zwei Gendarmen setzten sich neben Lopatin auf den Bock, und die Räder dröhnten über das Kopfsteinpflaster.

Am Aufgang zum Gericht sah Lopatin ein angebundenes Reitpferd stehen. Irgend jemand will sicher Auskünfte einholen, dachte Lopatin bei sich, und das Herz schlug ihm bis zum Halse.

Wie gewöhnlich ließ der Beamte Lopatin einen Fragebogen da und ging hinaus. Lopatin setzte sich an den Tisch, rückte das Tintenfaß zu sich heran und schrieb ohne Eile das Datum.

Hinter der Tür war der ruhige Schritt des Gendarmen zu hören. Und wo ist der andere, schoß es ihm durch den Kopf. Auf der Außentreppe?

Er stand auf und klopfte an die Tür. Im Schloß wurde der Schlüssel herumgedreht.

„Was willst du denn?" fragte der Wachhabende ärgerlich.

„Ich muß mal 'raus."

„Tut es denn so not? Na gut, geh voraus."

Der Gendarm stieß Lopatin in den Rücken.

Lopatin ging ganz langsam die Stufen hinab, rannte aber plötzlich los und war mit einem Satz bei dem Pferd. Das scheute zur Seite. Lopatin riß mit einem Ruck die Zügel los und sprang in den Sattel.

Diese unerwartete Aktion verblüffte den Begleitsoldaten völlig. Bevor er sein Gewehr von der Schulter reißen konnte, war Lopatin schon verschwunden.

●

Nach etwa zwei Wochen hielt am Schlagbaum des Irkutsker Stadttores ein leichtes Pferdefuhrwerk, darauf saßen zwei Personen: ein älterer, gesetzter Bärtiger und ein betrunkener, sogar sehr betrunkener junger Bursche. Der Bursche lag lang ausgestreckt im Wagen, klimperte auf der Balalaika herum und grölte aus heiserer Kehle.

Aus dem Wachhäuschen trat ein schnurrbärtiger Unteroffizier heraus, der im Gehen noch an etwas kaute.

„Die Papiere", sagte er zu dem Älteren. Der Bärtige reichte ihm seinen Ausweis.

„In Ordnung", sagte der Unteroffizier, „und der da?"

„Mein Enkel muß zu den Soldaten, Euer Hochwohlgeboren", erklärte der Ältere finster.

Die Pferde zogen an. Der Betrunkene stimmte erneut seinen Gassenhauer an.

Eine halbe Werst vom Stadttor entfernt verstummte er und zog seinen Reisegefährten am Arm.

„Halt mal an, Onkel Awdej. Ich muß mich erst mal erholen."

„An dir ist ein Schauspieler verlorengegangen, German Alexandrowitsch", schmunzelte Awdej in seinen Bart.

Ein mächtiges Schwert

Einen Monat später stand Lopatin vor der Petersburger Wohnung von Nikolai Danielson.

„Großer Gott!" rief Danielson aus, „ich traue meinen Augen kaum, bist du es wirklich, German?"

Lopatin schielte auf seine Hauptmannsepauletten und lachte los: „Die Genossen in Tomsk haben sie mir besorgt. Zuerst war alles ein wenig ungewohnt, dafür bin ich dann im Zug völlig sorgenfrei hierher gefahren."

„Wir alle haben sehr auf dich gewartet", sagte Danielson. „Wir haben sogar ein Geschenk für dich vorbereitet."

Er nahm aus dem Bücherschrank ein dickes Buch und, indem er es Lopatin entgegenstreckte, fügte er hinzu:

„Es ist genau ein Jahr her, seit es herausgegeben wurde."

German schlug den bläulichen Kartonumschlag auf. Auf der ersten Seite stand geschrieben: „Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie. Verfaßt von Karl Marx. Übersetzung aus dem Deutschen."

„Marx weiß es?"

Danielson nickte.

„Ich habe ihm einige Exemplare geschickt."

„Wie ist es euch denn gelungen, die Zensur zu überlisten?"

„Ach, das ist eine lange Geschichte", lachte Danielson. „Zuerst hat sich das Zensurkomitee auf die Hinterbeine gestellt. ‚Bedingungslos verbieten! Wir haben selbst genug Aufrührer hier!' Da sage ich: ‚Gestatten Sie, meine Herren, aber das ist doch ein rein wissenschaftliches Werk und zur Politik hat es doch nicht die geringste Beziehung.' ‚Ja', antworteten sie, ‚hier steht wirklich etwas, das wie höhere Mathematik aussieht. So viele Formeln. Für den russischen Leser sind das sowieso böhmische Dörfer.'"

Lopatin blätterte vorsichtig einige Seiten des Buches um. Ihm war, als wenn er ein mächtiges Schwert in den Händen hielt, die mächtige Waffe des Guten und der Gerechtigkeit.

Zeichnung: Fred Westphal

Freunde lassen Freunde lachen!

Aus Pionierzeitschriften der Sowjetunion und der VR Bulgarien

Nachzeichnung: Otto Sperling

1

2

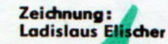
3

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler. Gestalter: Alexander Michalak. Redakteure: Hanna Buttler, Marita Hesse, Christine Meier, Doris Mörike, Annegret Falk, Ralf Kegel. – Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, R. Sonntag, R. Skottky, D. Weißpflog, Ch. Judisch. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Girsch, Ing.-Ök. J. Kahl, H. Koch, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tschamke.



Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1056 Berlin, PSF 43. Fernruf: 22330. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnement-Preis 0,70 M. Bezugszeitraum: monatlich. Artikel-Nummer: 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Haushalt-Sprays: Hilfe für alle!


Zeichnung: Ladislaus Elischer

Mit vier Paar Lederschuhen und zwei Paar aus Rauhleder in ihrer Arbeitsschürze kommt Silvia vom Hof zurück. Daß der Straßenschmutz erst mal abgebürstet werden muß, das ist klar. Und dann immer erst Gebrauchsanweisung lesen. Aha – vor Gebrauch schütteln; denn bei längerem Liegen entmischen sich die Teilchen des im Behälter befindlichen Wirkstoffkonzentrates, jedoch lassen sie sich durch Schütteln leicht wieder emulgieren. Silvia erinnert sich einer Schulstunde: emulgieren = ein Gemenge feinstverteilter, schwebender Tröpfchen von Ölen, Harzen usw. in Flüssigkeiten herstellen, in denen sie eigentlich nicht löslich sind und sich nur mit Hilfe sogenannter Emulgatoren über längere Zeit feinverteilt halten können. Auf dem Balkon werden die Lederschuhe dann eingesprüht – aus 20 bis 30 cm Entfernung, gleichmäßig und hauchdünn. Dann wird mit einem weichen Tuch unter leichtem Druck der Sprühbelag gleichmäßig auf dem Leder verteilt und anschließend poliert, bei genarbtem Leder intensiver. Toll – wie schnell das geht! Der Leder-Spray verleiht dem Leder wasserabweisende Eigenschaften. Silvia hat von der Mutti zuvor eine genaue Einweisung erhalten. Denn beide wissen, daß Kinder nie allein oder ohne die genaue Handhabung der einzelnen Sprays zu kennen, mit Sprays umgehen sollten. „Na, du bist ja schon fast erwachsen", hat die Mutti gemeint. Und Silvia nimmt sich vor: Erst alle Hinweise beachten, dann fragen, und dann erst mit Spray arbeiten.

Die Rauhlederschuhe von Mutti und von Jörg hätten's auch nötig. Aber, erinnert sich Silvia, nicht mit Leder-Spray; denn mit diesem darf laut Gebrauchsanweisung nur glattes oder genarbtes Leder behandelt werden. Für Rauhleder gibt es den Rauhleder-Spray. Wie war's doch: reinigen, eventuell aufrauhen, gleichmäßig aus 20 bis 30 cm Entfernung einsprühen, aber nicht durchtränken, trocknen lassen! Fertig!

Als Silvia das Schuhputzzeug wegräumt, sieht sie etwas Neues im Putzschränkchen: Wannenreiniger-Spray. Beim Lesen der Gebrauchsanweisung stellt sie fest: eigentlich nichts Neues für sie, Handhabung wie üblich. Schütteln, Schaum aufsprühen und einwirken lassen, mit feuchtem Lappen verreiben, mit Wasser gründlich abspülen.

Wenn das so ist, denn man los! Und schon ist der Badewannenrand mit Schaum eingesprüht – und ein Duft ist im Bad! Schaum einwirken lassen, steht in der Gebrauchsanweisung. Als sie dann abspült, ist der Rostfleck (dort, wo es aus dem Wasserhahn hintropft) – nicht verschwunden. Das gefällt ihr gar nicht, aber sie tröstet sich mit dem Gedanken, daß ein solcher Fleck – in Jahren entstanden – nicht in so kurzer Zeit zu beseitigen ist. Immerhin glaubt sie feststellen zu können, daß er doch blasser geworden sei. Und sie nimmt sich vor, beim nächsten Male besonders darauf zu achten.

„Aber die Fenster mache ich selbst!" schränkt Frau Müller ein, als ihr Blick auf den Glasreiniger-Spray in Silvias Hand fällt.

Silvia überlegt und entsinnt sich: der Warmwasserspeicher hat eine Reinigung auch nötig. Und der ist aus Plast. Also: Plastreiniger-Spray! Auch hier gibt's bei der Anwendung nichts Besonderes zu beachten: schütteln, aufgesprühten Schaum mit einem feuchten Schwamm oder Tuch verreiben, abschließend mit einem frischen feuchten Tuch schaumfrei wischen. Auch sonst, weiß sie, lassen sich alle herkömmlichen Plastoberflächen mühelos und bequem reinigen.

„Wenn du nun noch willst", sagt der Vater, „kannst du dich ja mal um die Sichtscheiben unseres Trabi verdient machen!"

Silvia meint erst einmal, sie höre nicht recht; sie darf am Trabi ...? Aber dann hat sie den Glasreiniger-Spray schon in der einen Hand und saubere Lappen in der anderen und – weg ist sie. Als sie dann kurze Zeit später wieder zurück ist, ruft sie: „Die Sichtscheiben sind blank!"

Und dann hat Silvia den kleinen blauen Spray mit der Aufschrift „antistatikum-Spray" in der Hand und ist nicht ganz im Bilde. Zwar weiß sie, daß seine Anwendung das Staubwischen erleichtert, aber mit dem Namen, mit „elektrostatische Aufladung" und „antistatische Ausrüstung" kommt sie nicht ins reine.

„Jörg, großer Bruder, kannst du deine kleine, unwissende Schwester mal ein bißchen gescheiter machen? Ich verstehe nicht, was das alles bedeutet!" Und drückt ihm den Antistatikum-Spray, den blauen mit den Dreiecken und den Punkten, in die Hand. Der nimmt und liest und guckt dann erst einmal überlegend in die Ferne, als suche er den Zipfel, an dem er diese Problematik verständlich aufhängen kann. „Hm", meint er dann einleitend, „hast du dir schon mal die Haare gekämmt? Hast du mich nicht seinerzeit gefragt, was das Knistern beim Kämmen zu bedeuten habe? Das waren elektrostatische Aufladungen.

Wenn man einen Nichtleiter reibt – deinen Kamm zum Beispiel, dann entsteht Reibungselektrizität. Und da der Nichtleiter – wie sein Name schon sagt – den elektrischen Strom nicht leitet, fließt die entstehende Reibungselektrizität nicht ab, sondern bleibt in Form von punktförmigen elektrischen Ladungen auf der Oberfläche des Nichtleiters stehen (sie verhält sich „statisch", feststehend, ruhend). Diese punktförmigen elektrischen Ladungen akkumulieren sich, sie sammeln sich an; bei geringen Stromstärken können aber unwahrscheinlich hohe Spannungen entstehen (bis 80 000 Volt), die verständlicherweise erhebliche Wirkungen auslösen. Stehen ihnen gleichnamige Elektrizitätsladungen gegenüber, so stoßen sie sich ab. Das ist – wie du aus der Physik weißt – ein objektives Naturgesetz. Stehen einander ungleichnamige Ladungen gegenüber, so ziehen sie sich gegenseitig an und vereinigen sich. Unter Spannungsausgleich, versteht sich, meist unter Funkenbildung. Was du, wenn du dich kämmst, knistern hörst, das würdest du im Dunkeln im Spiegel als Funken oder wenigstens Fünkchen sehen können.

Im Antistatikum-Spray ist zweifellos eine Substanz eingebaut, die verhindert, daß sich auf den damit behandelten Nichtleiteroberflächen Ladungen akkumulieren können, daß also eine Staubanziehung nicht, zumindest in viel geringerem Umfange erfolgt.

Gefährlich können Aufladungen mit so hohen Spannungen (zum Beispiel auf laufenden Kunststofftreibriemen) dann werden, wenn diese in einem mit Benzinluft geschwängerten Raum auftreten. Explosionen und Brände sind schon dagewesen. Antistatikum-Spray ist also ein Spray gegen (= anti) elektrostatische Aufladungen."

Nun hat Jörg eine Bitte an Silvia: „Such mir doch bitte mal den Teppich- und Polsterreiniger-Spray hervor. Mutti hat sich jetzt gerade den Möbelpolitur-Spray geholt und bringt die Möbel auf Hochglanz, und Vati ist gleich fertig mit den Fenstern."

Schnell hat Jörg die beiden Läufer abgesaugt. „Vorreinigen", murmelt er vor sich hin, „und dann gut durchschütteln – aha, ein Emulgat! Und nun auf jeweils etwa 1 m^2 Schaum aufsprühen und sofort in das Fasergefüge einreiben", liest er halblaut vor. „Und nach dem Trockenwerden absaugen."

Schon bald sind sie fertig.

Und vier mit sich zufriedene Menschen fahren gleichzeitig ins Wochenende. Auf der Fahrt meint Silvia: „Die Sprays sind schon eine große Hilfe für dich, ja, Mutti?"

„Ja, Silvia, ja, und ihr auch, Kinder, ihr auch, ihr alle!"

Hans Rühl



Pioniergeburtstagsampel

A Was ist wohl dieses Schneiders Ziel?
B Am Festtag ein Theaterspiel.

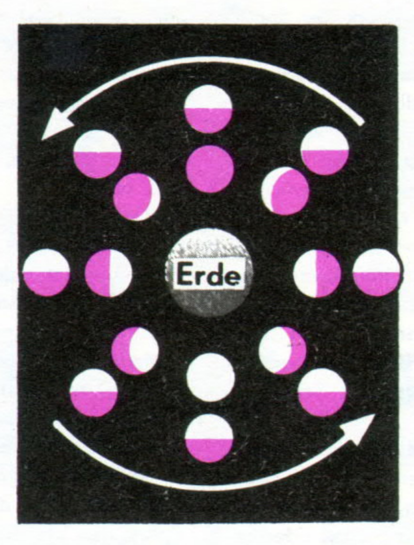
A Hier ist's der Pate, der erklärt.
B Beim Spielen ist es umgekehrt.

A Im Sommer sammelt Tüte Beeren.
B Jetzt kann er seinen Preis verzehren.

Zeichnungen: Richard Hambach

Das Kalenderblatt des letzten Tages des Jahres 1976 wird abgerissen. Manch einer hat sich gewiß schon die Frage gestellt: Warum ist ausgerechnet der 31. Dezember der letzte Tag im Jahr. Ist es nicht eigenartig, daß das aus dem Lateinischen stammende Wort „Dezember" zu deutsch „der Zehnte" bedeutet, also der zehnte Monat? Die Römer hatten die Monate einfach numeriert, was bei einigen Bezeichnungen noch festzustellen ist, wie z. B. September – der siebente, Oktober – der achte und November – der neunte Monat. Wie kommt also der Dezember zu dieser Bezeichnung, wo doch das Jahr 12 Monate hat? Müßte das Jahr nicht eigentlich mit dem Februar, dem 12. Monat, abschließen? Diese Fragen sind durchaus berechtigt, und sie führen uns in die interessante Geschichte des Kalenders.

Das Wort **„Kalender"** ist altrömischen Ursprungs. Der erste Tag des Monats hieß Calendae, gebildet aus dem lateinischen Wort calare = rufen, ausrufen, weil diese ersten Monatstage ursprünglich öffentlich ausgerufen worden sind.



Unsere Kalendereinteilung hängt mit dem Lauf von Sonne und Mond zusammen. Am augenfälligsten läßt sich der Lauf des Mondes am Himmel beobachten. Täglich verändern sich die Lichtgestalten (Phasen) des Mondes, alle $29^1/_2$ Tage tritt die gleiche Lichtgestalt auf. In dieser Zeit umläuft unser Trabant die Erde – uns ist dieser Zeitabschnitt als **Monat** gut bekannt! Der Mond benötigt demnach von Neumond zu Neumond oder von Vollmond zu Vollmond die Zeit von $29^1/_2$ Tagen. Zwölf Mondumläufe (29,5 · 12) entsprechen mit 354 Tagen fast einem Jahr, d. h. einem Sonnenjahr, denn die Erde umläuft unsere Sonne in einem Jahr (Sonnenjahr) von $365^1/_4$ Tagen. Zwischen 12 Mondmonaten von 354 Tagen und einem Sonnenjahr von $365^1/_4$ Tagen besteht ein Unterschied von $11^1/_4$ Tagen, der nicht übersehen werden darf. Berücksichtigt man diesen Unterschied nicht, so würde der Fehler in rund 33 Jahren ein ganzes Jahr betragen – und dies könnte man sich wirklich nicht leisten.

Den Februar für die Unterwelt

Die einzelnen Völker des Altertums hatten sich verschiedene Möglichkeiten ausgedacht, diesen Fehlbetrag von $11^1/_4$ Tagen zu beseitigen, so z. B. einen 13. Monat, der nach einer gewissen Zeit eingeschaltet worden ist. Da unser heutiger Kalender auf den altrömischen Kalender zurückgeht, ist die **Geschichte des römischen Kalenderwesens** für uns wichtig.

Zuerst war es auch ein Mondkalender, nach dem sich die Römer richteten. Zur Zeit des sagenhaften zweiten römischen Königs Numa Pompilius um 700 v. u. Z. bestand das Jahr aus 12 Mondmonaten, die eine verschiedene Anzahl von Tagen hatten:

Martius	31 Tage
Aprilis	29 Tage
Majus	31 Tage
Junius	29 Tage
Quintilis	31 Tage
Sextilis	29 Tage
September	29 Tage
October	31 Tage
November	29 Tage
December	29 Tage
Januarius	29 Tage
Februarius	27 Tage

Die Namen bezeichnen die Reihenfolge der Monate im Jahr. So ist Quintilis der fünfte, Sextilis der sechste, September der siebente Monat usw. Die anderen Bezeichnungen (Martius, Aprilis, Majus, Januarius und Februarius) sind aus Götternamen hervorgegangen, wodurch zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß der so genannte Monat





dem genannten Gott geweiht war. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß das kriegerische Volk der Römer den ersten Monat des Jahres **dem Kriegsgott Mars** weihte. Der zweite Monat war dem Lichtgott Apollo Aperta zugeordnet. Der dritte Monat ist nach dem höchsten Gott der Römer, dem Jupiter Majus benannt worden. Diese Einteilung zeigt uns, daß das Jahr mit dem **Februar**, der dem Gott der Unterwelt Pluto Februus geweiht war, damals abschloß und der Dezember tatsächlich der zehnte Monat war. Wie aber ist der Dezember zum letzten Monat des Jahres geworden? Verbleiben wir noch etwas in der römischen Geschichte.

Schaltungsdefekte

Die Römer hatten sich eine kluge Möglichkeit ausgedacht, um den Fehler zwischen den 12 Mondmonaten und dem Sonnenjahr zu beseitigen. Sie waren wahre Meister der „Schaltkunst", indem sie in bestimmten Jahren eine bestimmte Anzahl von Tagen einschalteten. Es wurden jeweils vier Jahre zusammengefaßt, die 1461 Tage ergaben:

1. Jahr:	12 Monate mit	354 Tagen
2. Jahr:	13 Monate mit	376 Tagen
3. Jahr:	12 Monate mit	354 Tagen
4. Jahr:	13 Monate mit	377 Tagen
		1461 Tage

Nach 1461 Tagen stimmten also Mondjahr und Sonnenjahr wieder überein.

Die römische Kalenderrechnung war übersichtlich und für die damalige Zeit auch recht genau. Sie hätte sich auch bewährt, wenn es nicht zu dauernden Streitigkeiten gekommen wäre – und das war so:

Das Einschalten des 13. Monats gehört zu den Pflichten des obersten römischen Priesters, des Pontifex maximus, der sich oft aus politischen oder gewinnsüchtigen Gründen bewegen ließ, die Schaltmonate ganz nach seinem Belieben anzusetzen. Die Beamten, die auf ein Jahr gewählt wurden, bezogen ihre Gelder aus den Provinzen, die von ihnen verwaltet wurden. Viele dieser Beamten versuchten daher – oft durch rücksichtslose Erpressungen – sich zu bereichern. Es kam ihnen darauf an, daß ihnen eine möglichst lange Zeit zur Verfügung stand, d. h. ein möglichst langes Jahr. So ist es zu erklären, daß viele Beamte den Pontifex maximus durch Bestechungsgelder zur Einschaltung eines Schaltmonats zu bewegen versuchten. Redewendungen wie „Geld stinkt nicht" oder „Alles ist bestechlich" stammen aus dieser Zeit. Durch diese trüben Machenschaften kam der römische Kalender nach und nach durcheinander, und es wurde der Wunsch nach einer Reform des Kalenderwesens laut. Es ist das Verdienst des bekannten römischen Staatsmannes und Feldherrn Gajus Julius Cäsar (100 bis 44 v. u. Z.), diesem Wirrwarr ein Ende gemacht zu haben. Gemeinsam mit dem ägyptischen Mathematiker Sosigenes verbesserte er den Kalender, der seitdem der „Julianische Kalender" genannt wurde. Um den Kalender wieder in Ordnung zu bringen, wurden für das Jahr 46 zusätzlich 90 Tage angeordnet. Mit 445 Tagen wurde es mit Recht als das „Jahr der Verwirrungen" bezeichnet. Seitdem beginnt das Jahr mit dem 1. Januar, da nämlich der 1. Januar des Jahres 45 v. u. Z. mit dem ersten Neumond nach der Wintersonnenwende zusammenfiel – im übrigen richtete sich der neue Kalender nach dem Sonnenjahr, der „Mondkalender" war endgültig abgetan. So ist es zu erklären, daß der Dezember nicht mehr der zehnte Monat im Jahr ist, sondern der zwölfte. Der Frühlingsbeginn lag auf dem 23. März; zu Ehren Cäsars wurde der Monat Quintilis nach seinem Namen in Julius (Juli) umbenannt. Wichtig war auch die Anordnung des Schalttages in jedem 4. Jahr im Monat Februar. Dieser neue Kalender kam aber bald wieder in Unordnung, weil man den Schalttag nicht alle 4 Jahre, sondern alle 3 Jahre eingefügt hatte. Diese Unaufmerksamkeit veranlaßte Kaiser Augustus im Jahre 4 u. Z., den Fehler zu beseitigen. Der Senat beschloß, den bisherigen Monat Sextilis in Augustus (August) umzubenennen. Beim Julianischen Kalender finden wir auch schon die Anzahl der Tage im Monat, wie wir es heute kennen, z. B. Januar 31 Tage, Februar 28 Tage, März 31 Tage usw.

Der Juli im Winter?

Es war aber falsch, wenn man glaubte, endlich einen ganz genauen Kalender zu haben, der für Jahrhunderte gültig sein konnte. Der Grund dafür ist der Lauf der Erde um die Sonne, der nicht – wie bisher angegeben – $365^1/_4$ Tage dauert, sondern um 11 Minuten, 14 Sekunden kürzer ist, nämlich **365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 46 Sekunden.**

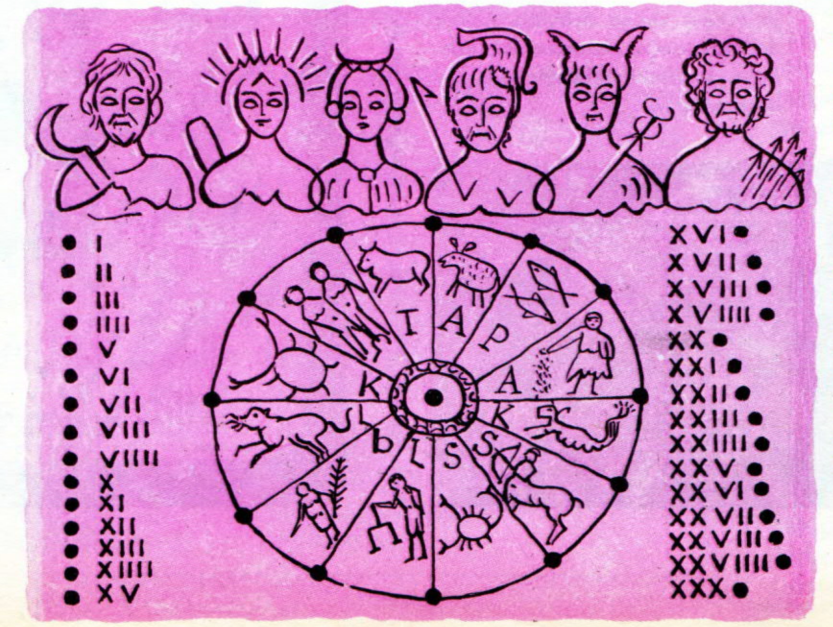
Da es in der Astronomie auf Sekundengenauigkeit ankommt, darf dieser kleine Unterschied nicht unberücksichtigt bleiben. In $128^1/_2$ Jahren wächst dieser Fehler auf einen ganzen Tag an, um den das Jahr zu lang ist, in 3855 Jahren würde der Fehler einen ganzen Monat ausmachen. So kam es, daß das Datum allmählich zurückwanderte. Gebietet man diesem Wandern nicht Einhalt, kommt der Kalender wieder durcheinander, und in 23 000 Jahren würde im Juli Winter sein . . .



Schon auf dem Konzil (Kirchenversammlung) in Nicäa im Jahr 325 u. Z. hatte man festgestellt, daß der Frühlingsbeginn vom 23. auf den 21. März gerückt war. Die christliche Kirche war an einer genauen Festlegung des Osterfestes sehr interessiert, für die der Frühlingsbeginn in Verbindung mit dem Vollmond maßgeblich war. Mit anderen Worten: Der Frühlingsbeginn mußte genau bekannt sein und durfte vor allem sich nicht verändern. Jahrhundertelang zogen sich die Diskussionen und auch Streitigkeiten hin, der Fehler im Kalender wurde dabei immer größer. Im 14. und 15. Jahrhundert beschäftigten sich mehrere Kirchenversammlungen mit einer Kalenderreform, und namhafte Gelehrte, wie z. B. Nicolaus Copernicus, waren daran beteiligt.

Ende des 16. Jahrhunderts war der Fehler bereits auf 10 Tage angewachsen. Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrter und Universitäten bemühte sich Papst Gregor der XIII., Ordnung in den Kalender zu bringen. 1582 erließ er die Bulle „Inter Gravissimas", die die neuen Bestimmungen über das Einfügen der Schalttage enthielt. Da man bisher zuviel „geschaltet" hatte, mußten künftig in gewissen Abständen einige Schalttage wegbleiben. Zuerst ließ man einfach 10 Tage weg, auf den 4. Oktober folgte gleich der 15. Oktober 1582. Alle 4 Jahre wird ein Schalttag eingefügt – der 29. Februar –, nicht aber in den Jahren 1700, 1800 und 1900. Nur die vollen Jahrhunderte, die durch 4 teilbar sind, sind Schaltjahre, also 1600 und dann erst wieder das Jahr 2000. Auf diese Weise erreicht man eine sehr große Genauigkeit, der auftretende Fehler ist überaus klein und beträgt erst in 3320 Jahren einen ganzen Tag. Über diese Verbesserung können die Menschen im 4. Jahrtausend eine Regelung treffen, wie man den Tag aus dem Kalender streicht.

Arnold Zenkert



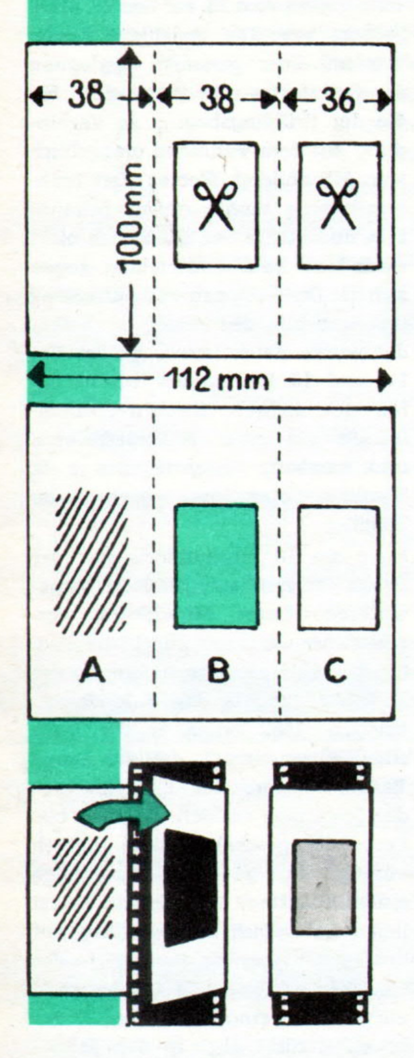
Zeichnungen: Joachim Arfert



Kein Fotopapier,
keine Chemikalien,
keine Fotoschalen,
kein Wasser
für Fotoabzüge!

Ihr braucht nur den

„Frösi"-Kopierrahmen

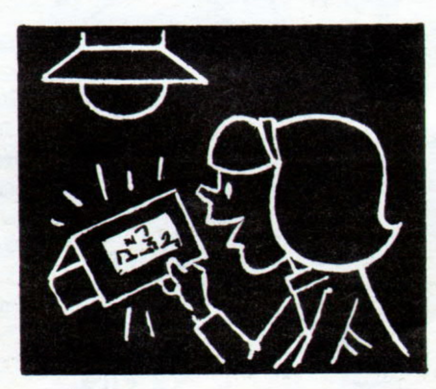


Ihr könnt damit beliebig viele Abzüge von Foto-Negativen anfertigen. Das geht ganz einfach:

1. Kopierrahmen aus Zeichenkarton nach den angegebenen Maßen ausschneiden. Die beiden „Fenster" sollen 24 mm × 36 mm groß sein.
2. Auf die linke Seite (A) Leuchtfarbenfläche aus der dem Heft beiliegenden Karte ausschneiden und aufkleben. Hinter das „Fenster" (B) rote Folie kleben. Wer keine zur Hand hat, verwendet die Folie von einer „Frösi"-3-D-Brille, die in einem der früheren Hefte beigelegen hat. „Fenster" C bleibt leer.
3. Das Fotonegativ zwischen Rotfolie und ausgeschnittenes „Fenster" in den Kopierrahmen einlegen.
4. Den mit Leuchtfarbe beklebten Teil aufklappen und ungefähr eine Minute unter einer Glühlampe belichten.
5. Kopierrahmen wieder zuklappen und durch die Rotfolie und Negativ erneut einige Sekunden unter der Glühlampe belichten. Die richtigen Belichtungszeiten müßt ihr ausprobieren.

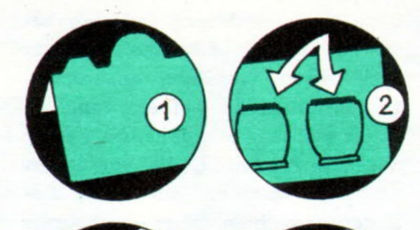
Bastelidee: Reinhard Becker
Zeichnungen: Otto Sperling

Im Dunkeln könnt ihr auf der Leuchtfläche im aufgeklappten Rahmen einige Minuten das Bild als selbstleuchtendes Positiv wie ein Fernsehbild betrachten. Ihr könnt den Vorgang beliebig oft wiederholen. Das alte Bild wird beim erneuten Belichten gelöscht.



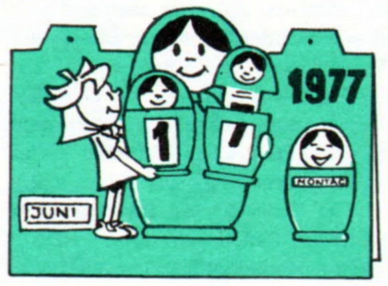
Matrjoschka-Kalender

So ist's gedacht –
so wird's gemacht:









1. Den vorgestanzten Streifen der großen Kalenderfläche nach hinten falten.
2. Kalenderrückwand: schwarze Linien der Matrjoschka-Unterhälften vorsichtig einschneiden.
3. Rückwand auf gefalzten Streifen der Vorderfläche bis zur punktierten Linie kleben.
4. So muß jetzt die Kalenderrückwand aussehen.
5. Zahlenstreifen nach hinten falzen und zusammenkleben.
6. Streifen mit Monatsnamen falzen und von hinten in die beiden Schlitze der Vorderfläche schieben. Die vier Zahlenstreifen, die im Augenblick nicht gebraucht werden, in die Schlitze der Rückwand stecken.
7. Fertigen Kalender „beleuchten". Teile der mit Leuchtfarbe bedruckten Heftbeilage auf die Kalendervorderfläche kleben: Kopftuch der großen Matrjoschka, Korbines Kleid, Rahmen um die Monatsnamen und Blumen.

Bastelidee: Alexander Michalak
Zeichnungen: Otto Sperling

ERSTE (NACH)HILFE FÜR GLATTEISENTDECKER



Großvater und der Eulenkrieg

GÜNTHER FEUSTEL

Zeichnung: Ladislaus Elischer



Großvater ist ein Tiernarr – und hat überhaupt eine glückliche Hand mit Tieren. Wenn er Güssel aufzieht, geht ihm keines verloren. Dazu sagt Großmutter nichts, denn schließlich ist eine Gans ein Braten. Nimmt Großvater aber wildes Viehzeug ins Haus, wird aus Großmutter ein Hausdrachen – sagt Großvater jedenfalls.

Bringen ihm da die Kinder eines Tages eine junge Eule ins Haus, halb noch mit wolligem Flaum bedeckt. Großvater kratzt sich hinter dem Ohr. Die junge Schleiereule klappt die Augen auf und zu, blinzelt Großvater an. Großvater setzt sie auf den Schrank im dunklen Flur. Großmutter erstickt Großvater beinahe mit einem bösen Redeschwall, will die Eule eigenhändig hinauswerfen. Die Eule faucht, hackt mit dem Schnabel nach Großmutter. Der Finger blutet. Großvater kichert. Das hätte er nicht tun sollen. Der Eulenkrieg beginnt.

Großvater verfüttert tote Mäuse, die fängt er mit Fallen. Die Eule versteckt die Schwänze auf dem Schrank. Die stinken. Großmutter ekelt sich so, daß sie beinahe nicht mehr durch den Flur geht.

Den ganzen Tag faucht, schnarrt, pfeift die Eule. Nur wenn sie frißt, hält sie den Schnabel. Die Mäuse werden knapp, Großvater verfüttert Schabefleisch. Das muß er von seinem Tabaksgeld abknapsen.

Nachts krakeelt die Eule im Flur herum. Und ist nur still, wenn sie die Brocken findet, die Großvater auf dem Fußboden versteckt hat.

Großmutter wehrt sich mit dem Besen. Es hilft nichts, die Eule bleibt. „Und wer füttert sie im Winter?" fragt Großmutter herausfordernd.

„Ich!" Großvater steckt sich die Pfeife an. Da packt ihn Großmutter an seiner heiklen Stelle „Dann bleibt dir kein Geld für Tabak!"

Großvater rechnet – Großmutter hat recht. „Bist alt genug, kannst endlich für dich allein sorgen!" knurrt Großvater und probiert es gleich, sperrt die Eule nachts in den Garten. Morgens stürzt sie halb verhungert in den Flur und frißt dreimal soviel.

Großvater setzt die Eule in einen Korb, stellt den Korb auf den Gepäckständer und fährt mit dem Fahrrad durch das Dorf zu den Kiesgruben. Die im Dorf sehen Großvater mit der Eule und witzeln.

Abends ist sie wieder zurück – schneller als Großvater, sitzt da, plustert sich auf, faucht Großmutter an und wartet. Worauf schon!

Großmutter ist diplomatischer, läßt heimlich die Tür auf. Die Eule fliegt in den Garten. Aber bevor Großmutter die Tür zumachen kann, ist sie schon wieder zurück.

Am dritten Tag schafft es Großmutter. Die Eule bleibt weg. Großvater tut zufrieden, aber er sucht die Eule überall. Der schwarzweiße Kater von nebenan liegt neben der Holzmiete – vor ihm flattert eine Eulenfeder.

Da kommt es über Großvater! Er nimmt eine Handvoll Kieselsteine und wirft sie dem Schwarzweißgefleckten auf das Hinterteil. Der ist es von Großvater nicht gewohnt und springt schreiend davon. Die Monate vergehen. Selbst Großmutter denkt jetzt milder über die Eule. Großvater aber hat Krieg mit dem Schwarzweißen von nebenan. Der darf sich nicht mehr im Garten sehen lassen.

Da wird es Frühling. Nichtsahnend läßt Großmutter in der Dämmerung die Haustür auf. Da streicht ein Schatten über ihren Kopf, setzt sich auf die Schrankecke. Es ist die Eule.

Großvater strahlt. Großmutter schimpft, denn – na ja – sie muß alles saubermachen. Großvater überlegt, wie man eine Eule an den Garten gewöhnen kann. Hat er aber gar nicht nötig. Nach einer halben Stunde ist die Eule wieder weg. Erst nach drei Wochen entdeckt Großvater das Eulennest im alten Pferdestall. Donnerwetter! Großvater zeigt es jedem, der es sehen will, und spielt sich auf.

„Ist eben ein Tiernarr und wird nie erwachsen!" schimpft Großmutter. Aber abends legt sie heimlich ein Stück Fleisch auf die alte Pumpe und achtet darauf, daß es Großvater nicht merkt. Großvater aber steht hinter der Küchengardine und schmunzelt.

Die Novemberrose

GERDA WEINERT

Eigentlich möchte ich das gar nicht schreiben. Aber es muß heraus. „Herz ausschütten" würde Oma sagen. Also schütte ich: durch die Finger in den Kugelschreiber aufs Papier.

Es war gestern, nach dem Pioniernachmittag. Wir sollten rasch nach Hause, weil es schon dunkel wurde.



Zeichnung: Hans Betcke

Ich mag Straßenlampen, die an sind, und Häuser, die helle Augen haben. Und die Schaufenster erst. Das ist wie Theater. Der Vorhang ist schon auf, und gleich fängt etwas an.

Ja, ich hab' getrödelt. Aber als ich das merkte, bin ich losgewetzt. Wir wohnen ein bißchen außerhalb, und ich wollte wenigstens eher zu Hause sein als Mutti. An der Sparkasse, wo Mutti arbeitet, fiel mir ein, daß sie Haushaltstag hat. Was nun? Zuerst dachte ich, singst ihr ein Lied oder sagst ein ulkiges Gedicht auf. Wenn Mutti lachen muß, kann sie nicht schimpfen. Aber in Singen stehe ich bloß auf Drei, und ein ulkiges Gedicht konnte ich nicht auswendig.

Da traf ich in der Gartenstraße die Rosenknospe. Ein Fenster leuchtete sie an. Sie war dick und gelb und sehr allein in dem kahlen Vorgarten. Sie stand dicht am Zaun, und es kam kein Mensch.

Mutti freute sich mächtig über die Rose. So mächtig, daß sie an Schimpfen gar nicht dachte. Sie stellte die Rose in die grüne Glasvase und streute Frischhaltepulver ins Wasser. Mutti sah mich an, als wär' ich das beste Kind der Welt. „Dein schönes Taschengeld", sagte sie und streichelte mich. „Novemberrosen sind teuer."

Ich verzog mich ins Kinderzimmer. Vati kam hinterher und knöpfte sein Portemonnaie auf. „Bist doch sicher blank", sagte er und gab mir zwei Mark.

Und ich konnte ihm nicht sagen, was er da bezahlte.

KNOBELRASTER

1. Wer jagt wen?

Zeichnungen: Richard Hambach



2. Was entwickelt sich aus diesem Untier?

3. Welcher Baum hat solche Blätter?

4. Unser höchster Berg ist der Fichtelberg, der größte See die Müritz. Was liegt bei Oberwiesenthal?



5. Welches Bauwerk befindet sich nicht in unserem Land?

6. Welches der beiden Tiere können Forscher in der Antarktis antreffen?

Auflösungen:

Seite 1: 1 – 3 = B, 3 – 5 = A, 5 – 7 = B, 7 – 9 = B, 9 – 11 = B, 11 – 1 = A

Seite 24: 1 = A jagt B, D jagt C, E jagt F, 2 = A, 3 = B, 4 = A, 5 = B, 6 = B



Caravaggio „Der Lautenspieler", 1595



Murillo
„Der Knabe mit dem Hund", 1650–60



Farbdias: Ulrich Frewel (aus: die großen Meister der Malerei in der Ermitage", Henschelverlag Berlin, 1960)
Zeichnungen: Hans Betcke



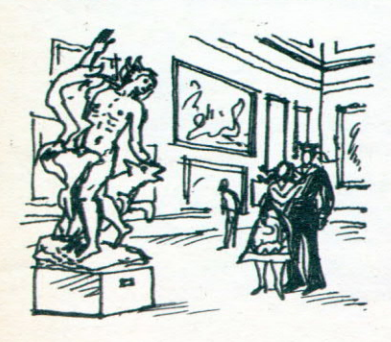
Schönste Schatzkammer der Welt

Zum Bild des Monats

Zuerst sah ich nur die zwei. Das Mädchen im farbenprächtigen Kleid, auf dem Kopf eine runde Kappe, die Haare geflochten zu vielen dünnen Zöpfen, und den Matrosen in der Marineuniform der Rotbannerflotte. Beide standen in Gedanken versunken. Die Kleine reckte sich auf ihre Zehenspitzen, um an die Kostbarkeiten noch dichter heranzukommen. Der Große beugte den Rücken, um sie noch deutlicher zu erkennen.

Danach erst sah ich die anderen. Die unzähligen Menschen, in Gruppen zusammenstehend oder allein, miteinander flüsternd oder still und bewundernd. Von überallher waren sie gekommen – aus Baku und Alma-Ata, aus Kiew und Riga, aus den Bergen des Kaukasus und des Pamir, von der Wolga und dem Jenissei und auch aus dem fernen Kamtschatka. Hierher, nach Leningrad, in die Stadt des Roten Oktober, die Schätze der Kunst zu sehen und zu bestaunen, sich mit ihnen vertraut zu machen und sich an ihnen zu freuen.

Die Ermitage, so heißt das weltberühmte Gebäude, diente bis zum Ende des Zarismus für Empfänge und Festlichkeiten. Zu diesem Zweck wurde sie prunkvoll ausgestattet, ein Zeichen für die Verschwendungssucht der Herrschenden. Leuchter, Vasen, Schalen aus Kristall und Halbedelsteinen, vergoldete Kerzenständer, Tische und Stühle aus edelsten Hölzern, Goldschmiede- und Juwelierarbeiten und wertvolle Gemälde in Sälen und Gängen. Zarin Katharina II. hatte 1764 die Ermitage gegründet. Um eine Galerie zusammenzustellen, die den berühmten königlichen Sammlungen anderer Länder gleicht, die Ansehen und Macht noch vergrößern sollte, kaufte die Zarin Gemälde aus aller Welt. Schon 10 Jahre später war der Bestand auf 2080 Bilder angewachsen. Wegen der besonderen Vorliebe für Raffael, einem Künstler der italienischen Hochrenaissance des 16. Jahrhunderts, ließ sie von ihm gemalte Werke aus dem Vatikan in Rom für ihre eigene Galerie kopieren.





Pieter de Hooch „Eine Dame und ihre Köchin", 1660



Die nachfolgenden Zaren vervollständigten die Kunstsammlungen. So erwarb Alexander II. 1871 die „Madonna Conestabile" (unser Bild des Monats) für 310 000 Francs als Geschenk für seine Frau. Später wurde das Bild der Ermitage übergeben.

Die Große Sozialistische Oktoberrevolution schützte, bewahrte und vergrößerte die Reichtümer, Privatsammlungen wurden beschlagnahmt, neue Abteilungen im Museum eröffnet. Gegenwärtig umfaßt die Ermitage weit über 2 Millionen Kunstgegenstände. Meisterwerke fast aller Länder und Zeiten, unter ihnen Gemälde flämischer und holländischer Künstler wie Rubens, van Dyck, Rembrandt, van Gogh; italienischer Künstler wie Leonardo da Vinci, Raffael, Giorgione, Tizian sowie berühmter französischer, spanischer, deutscher, englischer Maler.

Heute ist sie für alle geöffnet, für Besucher aus dem In- und Ausland, eine der schönsten Schatzkammern der Welt.

Marita Hesse

„Ihr nennt uns Wilde, aber bei jeder Schwierigkeit, die entstand, habt ihr uns zuerst angegriffen. Ich wünsche in Frieden zu leben."

Sitting Bull,
Häuptling der Dakota



Die Lüge vom toten

„... Als die Kavalleristen wieder im Sattel saßen, zogen sie ihre Revolver, schossen und galoppierten weiter zurück. Die Kolonne erreichte das felsige Ufer in vollem Lauf. Es lag ziemlich sechs Fuß höher als der Fluß, und viele Pferde scheuten sich, hinabzuspringen. Bei diesem Rückzug fielen neunundzwanzig Amerikaner. Die Überlebenden kletterten jenseits des Flusses keuchend das steile Ufer hinauf. Einige verwundet, einige ohne Pferde, nur mit wenig Munition versehen ..."

So schildert Patty Frank einen Abschnitt des Kampfes zwischen Indianern und Soldaten in seinem Buch „Die Indianerschlacht am Little Big Horn".

Zu dieser Schlacht kam es vor hundert Jahren am 25. Juni. Am 25. Juni 1876 besiegten die vereinigten Stämme der Dakota und Cheyenne am Little Big Horn, einem Fluß im Gebiet Montana, das 7. Kavallerieregiment der amerikanischen Armee. Der Regimentskommandeur, General Custer, fand mit all seinen Soldaten, die er in den Kampf führte, den Tod.

Der Sieg am Little Big Horn ist der berühmteste in der Geschichte des Befreiungskampfes der Indianer.

Wie war es zu dieser Schlacht gekommen?

Die Herrschaft des Kapitals in Nordamerika erwies sich auch für die Indianer von Anfang an als feindlich. Die Gier nach Profit machte vor nichts halt. Und schon gar nicht vor dem Leben eines Indianers. Den indianerfeindlichen Kräften war jedes Mittel recht, die Indianer auszurotten, sich ihren Boden wie dessen Schätze und die Schätze der Natur anzueignen. Verträge, kaum geschlossen, wurden immer wieder gebrochen. Zu diesen Mitteln gehörte das Gewehr wie das Whiskyfaß, Verrat, Betrug, Bestechung, Raub und Mord. Um die Indianer zu bezwingen, die sich dagegen wehrten, wurden auch die Armee, Krankheiten wie die Pocken und das massenweise Abschlachten der Büffel eingesetzt. Immer nach dem Vorsatz: Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer! So wurde eine Lüge zum Leitspruch gemacht. Denn zu den blutigen Kämpfen kam es erst, als der „weiße Mann" gewaltsam in das Gebiet der Indianer eindrang.

Im Jahre 1871 erließ die Regierung der Nordamerikaner ein Gesetz, nach dem alle Indianer in Reservationen unterzubringen seien. In diesen Reservationen aber konnten die Indianer zum größten Teil nicht leben. Und Reservation bedeutete für viele Tod durch Verhungern oder Krankheit.

Die Dakota und Cheyenne weigerten sich zu gehen. Sie blieben. Als in den Schwarzen Bergen, die ihnen vertraglich zugesichert waren, Gold gefunden wurde, galt der Vertrag nichts mehr. Goldsucher und Abenteurer drangen in das Gebiet der Dakota ein. Büffeljäger, besser gesagt, Büffelschlächter, kamen, um massenweise die Büffel abzuschlachten. Die Büffel waren für die Prärieindianer das erste Nahrungsmittel. Die Büffel gaben rund 50 000 Prärieindianern Fleisch und Häute.

Die weißen Schlächter schossen die Büffel zu Tausenden. Sie nahmen nur die Zunge und die Haut, alles andere überließen sie meist der Verwesung. (Gab es um 1830 noch 60 Millionen Tiere, waren es um 1850 noch 20 Millionen und 1889 gab es in ganz Nordamerika nur noch 551 Büffel.)

Die Indianer wehrten sich gegen das Unrecht, durch das man ihnen Land und Nahrung nahm. Die Dakota und Cheyenne, vereinigt durch den großen Häuptling und Medizinmann der Dakota, Sitting Bull, erhoben sich. Sie leisteten Widerstand, wie es ihn auch schon vorher in der Indianergeschichte gegeben hatte unter Tecumseh, Osceola, dem Schwarzen Falken.

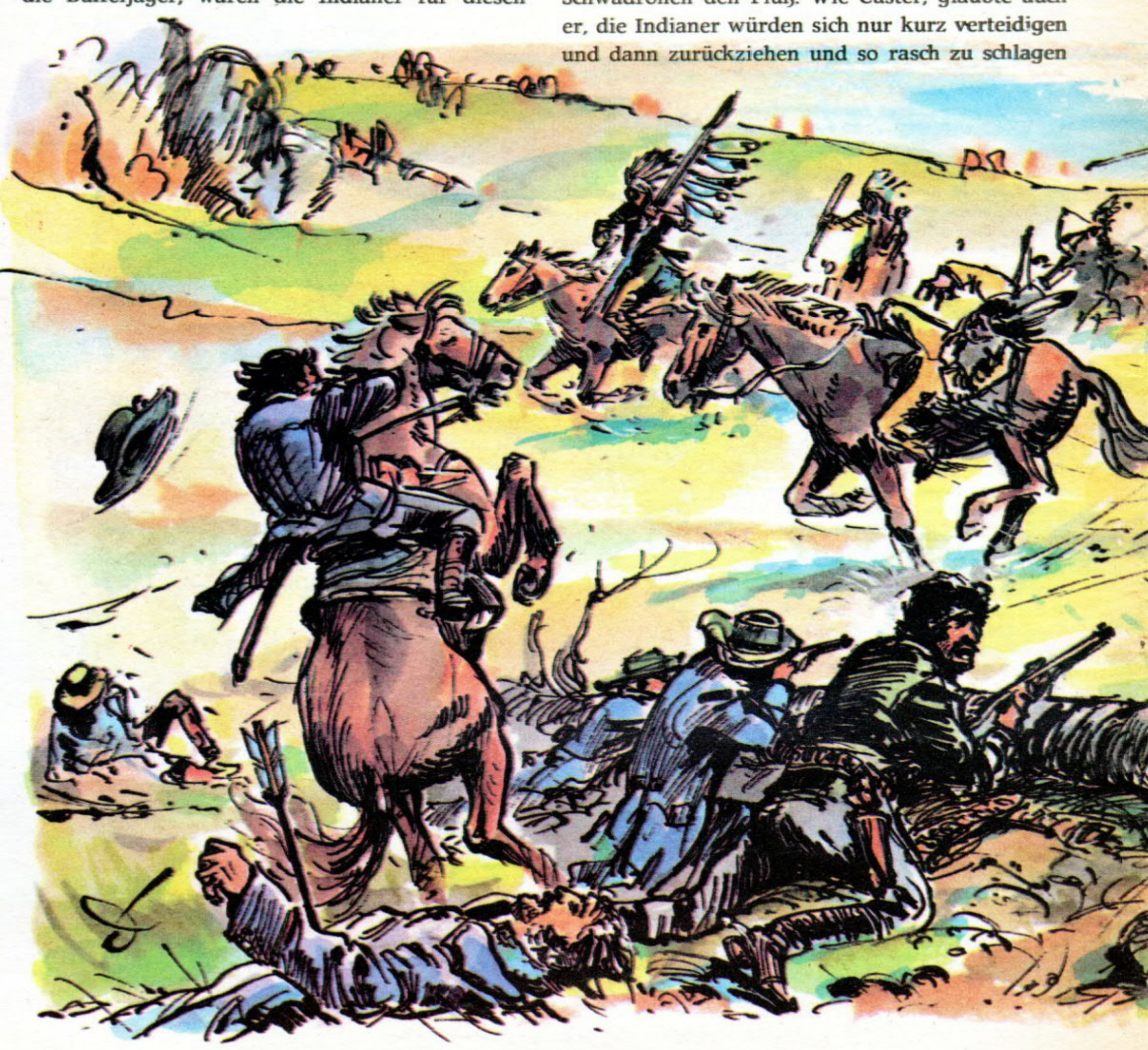
Gegen die vereinigten Dakota und Cheyenne im Gebiet Montana rückte General Custer mit dem 7. Kavallerieregiment vor. Was die Büffel für die Büffeljäger, waren die Indianer für diesen amerikanischen General. Da er sein Ansehen bei der Regierung aufbessern wollte, ruhmsüchtig und eitel war, ging er rücksichtslos und grausam gegen die Indianer vor. Es machte ihm nichts aus, ein Indianerdorf einzuäschern, nachdem er all seine Bewohner, vom Kind bis zum Greis, hatte ermorden lassen.

Custer nahm sich also vor, die Dakota und Cheyenne zu vernichten. Im Juni 1876 näherte sich seine Strafexpedition dem Little Big Horn. Unterstützung durch andere Einheiten schlug er aus. Er wollte den Sieg allein.

Jeder Kavallerist erhielt vierundzwanzig Schuß für die Pistolen, hundert für das Gewehr. Und nach dreitägigem Ritt erreichte der General den Fluß.

Als die Indianerspäher ein Indianerlager meldeten, teilte Custer seine Reiterei in drei Abteilungen. Die stärkste Gruppe übernahm er selbst, die zweite sein Stellvertreter, Major Reno, die kleinste Hauptmann Benteen.

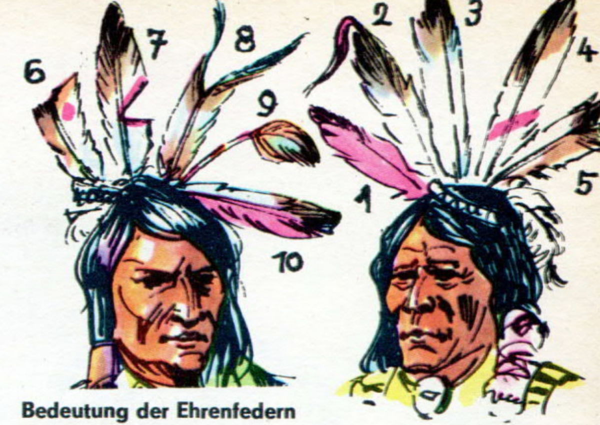
Am 25. Juni überquerte Major Reno mit drei Schwadronen den Fluß. Wie Custer, glaubte auch er, die Indianer würden sich nur kurz verteidigen und dann zurückziehen und so rasch zu schlagen





Indianer

Zeichnungen: Adelhelm Dietzel



Bedeutung der Ehrenfedern

1. Er wurde im Kampf verwundet.
2. Tötung eines Feindes (gefärbtes Pferdehaar an der Spitze).
3. Der Gegner wurde mit bloßen Händen bezwungen.
4. Er hat als zweiter den Feind angegriffen.
5. Dem Feind die Kehle durchgeschnitten.
6. Er schnitt dem Feind die Kehle durch, wurde dabei verwundet.
7. Den Gegner getötet und skalpiert.
8. Mehrmalige Verwundung.
9. Als erster den Feind erspäht und gemeldet.
10. Er hat einen lebenden oder toten Feind berührt im Angesicht des Gegners.

sein. Und er war überrascht, als plötzlich die Erde erdröhnte und Indianerreiter auf ihn zugaloppierten. Obwohl die Indianer nicht so gut bewaffnet waren, nur jeder vierte hatte ein Gewehr, die anderen kämpften mit Bogen und Tomahawk, waren die Verluste der Soldaten hoch. In Verwirrung geraten, flohen sie, nachdem sie fast alle Patronen verschossen hatten. Mit Mühe gelang es Major Reno, sich mit Benteens Reitern zu vereinigen. Und nur mit Mühe hielten sie einem erneuten Angriff durch die Indianer stand. Der Major schickte Melder zu Custer, die Hilfe holen sollten. Die Melder konnten Custer nicht erreichen. Denn Custer und seine Reiter gab es nicht mehr. Den Hergang dieses Kampfes konnte niemand schildern, denn ihn hatte keiner überlebt.

Erst zehn Jahre später haben Indianer, die gegen Custer kämpften, berichtet. So zum Beispiel Red Cloud, Häuptling der Oglala.

„Wir waren etwa viertausend Indianer, in meiner eigenen Schar etwa hundert Dakotakrieger. Es waren vier oder fünf verschiedene Abteilungen des Dakotastammes in diesem Gefecht. Als ihre Führer galten Rain-In-The-Face und Sitting Bull, Grazy Horse und Big Man. Wir waren in unserem Lager, da gab es Überfluß an Büffelfleisch in diesen Tagen, denn wir erlegten sehr viele.

Die Frauen trockneten Fleisch, und die Krieger ruhten. Plötzlich hörten wir Feuer, und wir fanden, daß die Soldaten über uns herfielen. Die Frauen und Kinder waren alle voll Furcht und rannten davon über die Hügel. Wir Männer bestiegen unsere Pferde und zogen gegen den Feind.

Zuerst drängten wir Major Reno zurück bis über den Fluß und hinauf gegen die Steilhänge, dann ritten einige von unseren Dakota um den Hügel herum, um Reno abzuschneiden ...

Nachdem wir viele von Major Renos Männern getötet hatten, kam General Custer den Hügelrücken entlang, und wir wurden abgerufen, um Custer zu bekämpfen. Wir begannen, die neuen Angreifer einzuschließen, und als die Soldaten den Hügel herabkamen, schossen wir sie nieder. Dann saß der Rest der Soldaten ab und sammelte sich auf einen Haufen, niederknieend und hinter den Pferden hervorschießend. Wir kreisten immer rund herum, in Custers Leute feuernd, bis der letzte Mann getötet war ...



Über die Ursachen des Custerkampfes muß ich sagen: Wir wurden von den Soldaten verfolgt, wir waren auf dem Kriegspfad mit den Crow und anderen Stämmen. Wir versuchten, diese von den Jagdgründen zurückzutreiben; da kamen die Soldaten über uns, und wir hatten uns zu verteidigen.

Aus den Black Hills wurden wir von den goldsuchenden Männern hinausgedrängt, unser Wild ward vertrieben, und wir suchten neues, denn unsere Kinder hungerten. Wir mußten etwas zu essen haben. In unserer Gegend gab es Büffel. Wir zogen herum, einfach hier und da lagernd und unsere Indianerfeinde bekämpfend. Nach dem Überfall der weißen Männer fochten wir tapfer, und alle weißen Männer wurden getötet."

Die Indianerfeinde verwanden diese Niederlage nicht. Sie nahmen sie als Grund, nun noch weit grausamer gegen die Indianer vorzugehen. Und die Lüge, daß nur ein toter Indianer ein guter Indianer sei, wurde mit aller Kraft geschürt. Gewalt, Hunger und Verfolgung durch die amerikanische Armee zermürbten die Indianer, und viele starben schon auf dem Weg in die Reservation. Die Schlacht am Little Big Horn blieb ihr letzter großer Kampf.

Im Jahre 1880 zog Sitting Bull mit seinen letzten Kriegern nach Fort Budfort und ließ dort durch seinen Sohn Crow Foot sein Gewehr übergeben.

Sitting Bull wurde später bei seiner Verhaftung durch Indianerpolizei, am 15. Dezember 1890, in der Reservation ermordet.

Nur wenige Tage darauf fielen wieder Schüsse, diesmal am Wounded Knee. Und wir wollen darüber in einem der folgenden Hefte berichten.

Zeichnungen: Jürgen Günther
Foto: Peter Garbe

Preisausschreiben

Köpfchen kontra Winterschlaf

Hier geht es um mehr als nur um die Wurst!
Wer unsere Weihnachtskalender-Preisausschreiben-Rätselfragen löst, weiß nicht nur Bescheid in der Tierwelt des Waldes. Er hat außerdem die Chance, die kommenden Wintertage noch fröhlicher zu verbringen!
Hier unsere Fragen. Einiges geht im Kalender kunterbunt durcheinander. Und das habt ihr sicher schon herausgefunden.



1. Welche Tiere leben nicht in den Wäldern der DDR?
2. Findet heraus, welche der hier abgebildeten Tiere ihren Winterschlaf halten!
3. Welche Lieblingsspeisen haben die Tiere, die keinen Winterschlaf halten?



Und hier die Preise für . . .

die 10 ersten:
Sportgerätebaukasten „Multiplex" zum Selbstbauen von Roll-, Schlitt- und Gleitschuhen

die 20 zweiten: Slalomrodel

die 30 dritten: Gleitschuhe

die 40 vierten: Schals, Mützen, Handschuhe

Wir drücken euch die Daumen für eure Einsendungen (nur Karten!), die ihr bis zum 31. Januar 1977 schickt an: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postfach 37.



LIEBE BASTELFREUNDE!

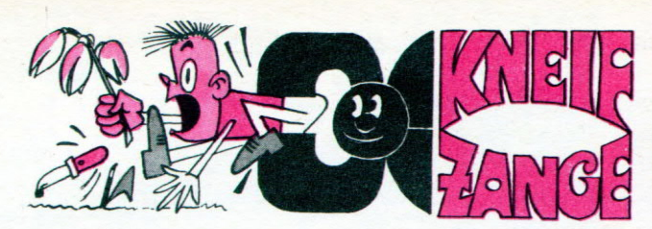
Weil ihr mich in vielen Briefen nach Geschenken für den Solidaritätsbasar fragtet, zeige ich euch hier Vorschläge von Arbeiten unserer Leser. Das Einkaufsnetz aus lauter Luftmaschen hat Lutz gehäkelt, Schal und Mütze strickte Henriette (Schalmuster: 1re, 1li; wenn er fertig ist, jede 2. Masche fallen lassen). Der Schlapphut von Ines besteht aus festen Maschen, das Kissen auch. Die Decke ist eine Gemeinschaftsarbeit für den Solibasar. Lutz, Henriette und Ines haben alle Wollreste, die aufzutreiben waren, für die einzelnen Karos verhäkelt (Stäbchen). Das Zusammennähen war ganz schön schwer. Aber chic ist sie, nicht?
Natürlich kann man vor Weihnachten auch einen Pfefferkuchenbasar durchführen. Ihr werdet vom Erlös in der Solidaritätskasse überrascht sein.

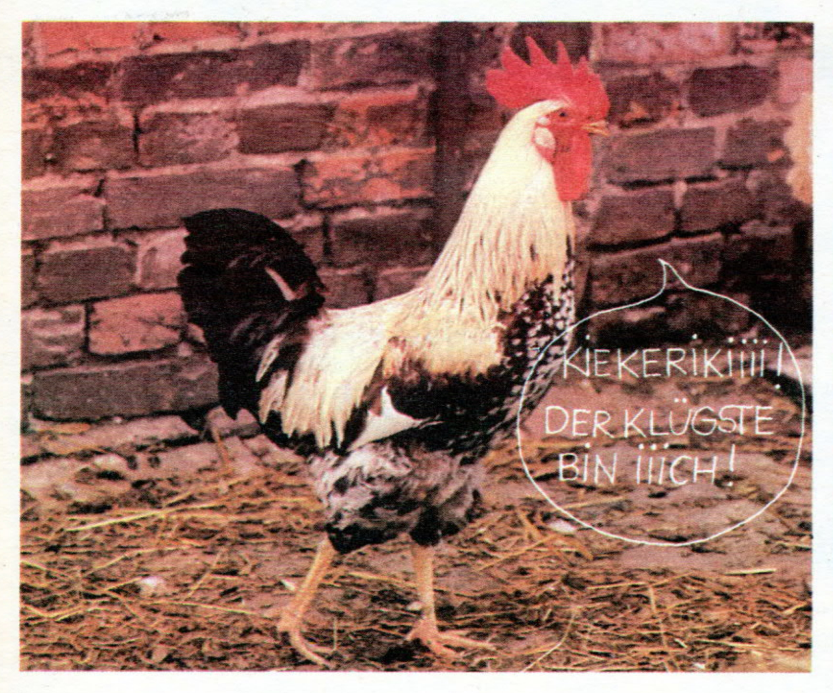

Bastelideen: Margit Müller
Fotos: Horst Glocke/Peter Garbe



Werkstatt-Grüße

Zeichnungen: Jutta Mirtschin
Fotos: Herbert Schier







Warnung!

Es gab einmal einen Pionier,
Hans Unlust genannt,
dem war das Boxen zu gefährlich,
das Rudern zu kräftezehrend,
das Theaterspielen zu anstrengend,
das Singen zu langweilig,
das Malen zu zeitraubend,
das Schwimmen zu eintönig,
das Lesen zu einschläfernd,
das Nachdenken zu mühselig.
So hatte er immer Zeit zum Spielen und wurde deshalb sogar von anderen Kindern beneidet.
Aber später, erwachsen, wunderte er sich, daß er überall nur Zuschauer war und anderen Beifall klatschte.
Warum eigentlich?

●

Es gab einmal einen Pionier,
der wollte niemals auffallen.
Warum soll ich der erste sein, dachte er, laß doch die anderen nach vorn.
Warum soll ich mir besondere Mühe geben, es geht doch auch so.
Aber als man nach ihm fragte, sagten die Leute: „Wer ist das? Wir kennen ihn nicht, uns ist er noch niemals aufgefallen . . ."

Dieter Wilkendorf



Wanderspuren

Um die Wege abzukürzen,
soll man durch die Schonung stürzen,
wo man dann mit festem Schritt
auf die kleinen Bäume tritt.

Zweige bricht man einfach ab –
Holz ist ja im Wald nicht knapp,
und so kann man beim Marschieren
seinen Wanderweg markieren.

Ferner kann man ihn verzieren
mit verlor'nen Brotpapieren,
leeren Flaschen – lauter Sachen,
die die Umwelt schöner machen.

Kommt man abends dann nach Haus',
zieht man nicht die Schuhe aus –
denn man sagt von Wanderassen,
daß sie Spuren hinterlassen!

Peter Ensikat

Zehn kleine Streberlein

Ein kleines Streberlein
war immer sehr allein.
„Was nützen Einsen nur und Zwei'n,
denn Freund hab' ich kein'n."

Doch wird ein Streberlein
von Zeit zu Zeit gescheit –
es half mal einem Dümmeren,
da war'n sie schon zu zweit.

Zwei kleine Streberlein,
die nahmen einen mit,
der noch nicht richtig rechnen konnt' –
da war'n sie schon zu dritt.

Drei kleine Streberlein,
die wurden alarmiert,
als Paul die dritte Fünf bekam –
da war'n sie schon zu viert.

Vier kleine Streberlein
hat einer mal beschimpft.
Da luden sie den Schimpfer ein –
da war'n sie schon zu fünft.

Fünf kleine Streberlein,
die waren ganz perplex,
als Helga von alleine kam –
da waren sie schon sechs.

Sechs kleine Streberlein,
die hab'n nicht nur geübt.
Sie haben auch mal Quatsch gemacht –
da war'n sie schnell zu siebt.

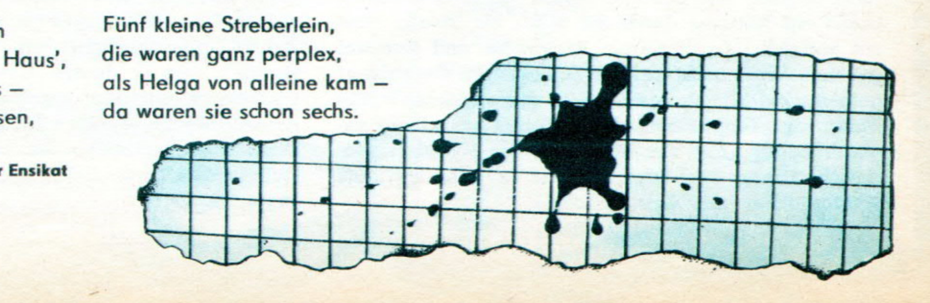
Sieb'n kleine Streberlein,
die haben oft gelacht.
Das hat den Klassenclown gewurmt –
da waren sie schon acht.

Acht kleine Streberlein,
die mußten mal bereun,
weil sie der Karin vorgesagt –
doch wurden sie gleich neun.

Neun kleine Streberlein,
die halfen unbesehn
auch Klaus, der Klassenletzter war –
da waren sie schon zehn!

Zehn kleine Streberlein
sind eine ganze Masse.
Das sind schon keine Streber mehr –
das ist die halbe Klasse!

Peter Ensikat



Gawrik und sein Großvater haben einen Matrosen des Panzerkreuzers „Potjomkin" aus dem Meer gerettet. Die Polizei, vor allem der Mann mit dem Schnauzbart, sucht fieberhaft den Matrosen Rodion Shukow. Gawriks Bruder Terenti, Mitglied des Odessaer Komitees, soll den Genossen in ein sicheres Versteck bringen. Als Gawrik vor der Hütte des Großvaters Wachposten beziehen will, entdeckt er, daß sie von Polizisten umzingelt sind.

Es blinkt ein

Frei nach Valentin Katajew



1. Vorsichtig kriecht Gawrik zurück. Da greift ihn eine große, heiße Hand am Genick. Gawrik fährt herum. Vor Schreck bleibt ihm der Mund offenstehen: Der Schnauzbärtige hält ihn gepackt. „Onkelchen!" heult der Junge mit absichtlich hoher Stimme. Die anderen in der Hütte sollen ihn hören. „Schweig, du Hund!" zischt der Schnauzbart. Gawrik spürt einen schmerzhaften Zug am Ohr. „Haut ab!" schreit Gawrik aus vollem Halse. „Ich schlag' dich tot, Bengel!" Gawrik ist, als ob ihm das Ohr abgerissen wird. „Haut ab!" brüllt er noch einmal zur Hütte hinüber.



2. Gawrik wird zur Seite geschleudert. Dann ertönt ein schriller Polizeipfiff. Zwei Gestalten kommen aus der Hütte und rennen stolpernd zum Strand hinunter. „Halt!" ruft eine heisere Stimme. Eine Feuergarbe blitzt in der Dunkelheit auf.



3. Wieder packt der Schnauzbart den Jungen und zerrt ihn zur Hütte. „Entkommen sie, reiß' ich euch beiden den Kopf ab!" schwört der Geheime. Zum Großvater gewandt, fügt er hinzu: „Du versteckst also Illegale?!" Der Alte erhebt sich mühsam. „Nein, Euer Gnaden!" flüstert er, schlotternd vor Angst. Die Faust des Schnauzbärtigen trifft den Großvater im Gesicht. Langsam sackt der Alte in die Knie. „Abführen!" befiehlt die heisere Stimme voller Wut.



4. Als Gawrik am anderen Tag auf dem Weg zum Gefängnis ist, um den Großvater zu besuchen, pfeift er Petja aus der Wohnung. Petja hat die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestanden und trägt bereits die Schüleruniform. Aber wie sieht Gawrik aus? Die Augen mit dunklen Ringen, das Ohr unförmig geschwollen und von violetter Farbe. „Paß auf, Petja", sagt Gawrik. „Hol mal ein Stück Brot und zwei Stück Zucker. Die bring ich dem Großvater." Petja begreift nicht, warum man den Alten aufs Revier gebracht hat. Für ihn ist Gawriks Großvater der freundlichste Großvater, den er kennt. Was um alles in der Welt soll er verbrochen haben?



5. Vor dem Revier, das sich für Petja als Gefängnis entpuppt, steht eine große Menschenmenge. Gawrik befiehlt dem Freund, auf ihn zu warten. Petjas Kopf ruckt hierhin und dorthin. „Traut Afanasjew nicht!" brüllt ein Häftling durch die Stäbe zur Straße. Und ein anderer: „Lordkinapse, Krassikow und Burewoi hat man heute nacht aus der Zelle geholt. Organisiert gemeinschaftlich Protest. Grüßt die Genossen!" Ein Mann, der Terenti ähnlich sieht, ruft aus einem anderen Fenster: „In der Schublade bei Pawel Iwanowitsch! Hinter dem Schrank! Und Serjosha soll aufs Kontor gehen, das Geld abholen!"

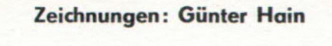


6. Niedergeschlagen kehrt Gawrik zurück. „Hast du mit deinem Großvater gesprochen?" fragt Petja. Gawrik geht schweigend weiter. Erst am Bahnhof bleibt er stehen. „Die prügeln ihn jede Stunde", sagt er dumpf. Gawrik wischt sich mit dem zerrissenen Ärmel über die feuchten Wangen. Dann hebt er plötzlich die Hand. „Wir sehen uns bald wieder, Petja."



7. Als der Großvater endlich freigelassen wird, bestimmt Terenti, daß Gawrik den Alten in die Malaja-Arnautskaja-Straße 15 bringen soll. Dann muß Gawrik sich das Losungswort einprägen. „Tut's noch weh, Großvater?" fragt der Junge, den Alten fast tragend. „Zerschunden. Innen ist mir alles zerschunden." Der Großvater versucht ein schwaches Lächeln. In der Arnautskaja angekommen, haspelt Gawrik vor der Tür Nummer 15 die Parole herunter. Er will seinen Augen nicht trauen, als der Schießbudenbesitzer öffnet. Bevor Gawrik sich entfernt, wird ihm aufgetragen, daß Terenti den reichlichen Vorrat an Nüssen abholen soll. Zum Abschied bekommt der Junge von Josef Karlowitsch einen Groschen für Bonbons.

einsam Segel





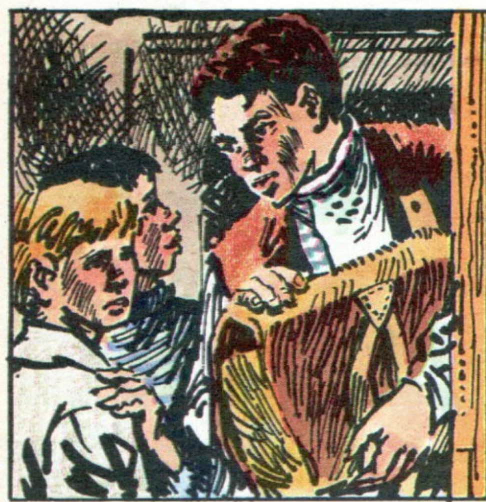
8. Terenti ist seltsam erregt, als Gawrik die Nachricht von den Nüssen bringt. Nachdenklich geht er hin und her. Wie sollen sie die Munition aus der Arnautskaja holen? Überall in den Straßen patrouillieren Bewaffnete. Verlangen Ausweise. Kontrollieren Taschen und Kleidung. Gawrik hat eine Idee. Es paßt dem großen Bruder zwar nicht, daß Gawrik sich in Gefahr begibt, aber er sieht keine andere Möglichkeit, an die „Nüsse" heranzukommen.



9. In jenen Tagen wird bereits in den Straßen von Odessa geschossen. Aufständische Matrosen und Arbeiter kämpfen gegen die Ausbeutung und Zarenherrschaft. Den schweren Ranzen auf dem Rücken, folgt Petja seinem Freund Gawrik. Wozu viel fragen? Eine wichtige Angelegenheit, hat Gawrik gesagt und dreimal über die Schulter gespuckt. Nein, wenn Gawrik sein Geheimnis nicht selbst lüftet, Petja ist kein neugieriges Weib. Obwohl die Neugierde ihn fast verbrennt.



10. Dank Petjas Gymnasiastenuniform gelingt es ihnen immer wieder, von der abgeriegelten Innenstadt in die Außenbezirke zu kommen. In seinem langen Schulmantel und dem Kalbfellranzen sieht Petja harmlos aus. „Herr Offizier! Mama wird sich ängstigen, daß ich noch nicht zu Hause bin!" wimmert Petja, wenn sie auf eine Streife treffen. Die Soldaten der Zarenarmee betrachten die beiden Jungen. „Haut ab! Und kommt uns nicht noch einmal unter die Augen!" Was Petja und Gawrik sich nicht zweimal sagen lassen.




11. Vor einem alleinstehenden Haus pfeift Gawrik. Eine Tür öffnet sich. Terenti taucht auf. „Gib her!" fordert er hastig. „Und sag Josef Karlowitsch, er soll noch mehr schicken. Sonst halten wir nicht durch!" Die Tür fliegt zu. Im gleichen Moment ertönen laute Schüsse vom Dach des Hauses. Petja taumelt vor Schreck gegen die Mauer. Jetzt weiß er, was in seinem Ranzen transportiert wird. „Angst?" fragt Gawrik, geringschätzig lächelnd.



12. Auf dem Rückweg stößt Gawrik den Freund in einen Hausflur. „Der Schnauzbart!" flüstert er. „Da komme ich nicht durch. Der kennt mich unter Tausenden wieder!" Petja nickt. Also zurück? Die vollen Beutel wieder bei Josef Karlowitsch abliefern? „Kannst du allein zu Terenti? Wirst du nicht auskneifen? Sie brauchen die Munition! Wenn du Angst hast, sag es gleich." Mit großen Augen schaut Petja den Freund an. Ob er sich diesen gefahrvollen Auftrag zutrauen kann? Was, wenn man ihn kontrolliert?

(Fortsetzung folgt)

TEIL 4:

Gefährliche Nüsse



NACH IHREN ERLEBNISSEN BEIM WETTSTREIT DER ZAUBERER, SEHEN SICH UNSERE BEIDEN FREUNDE IM PIONIERPALAST UM. HINTER EINER TÜR, HÖREN SIE STIMMEN.





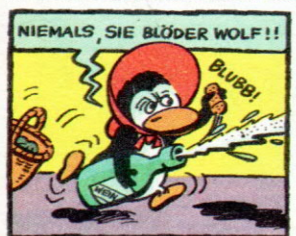






































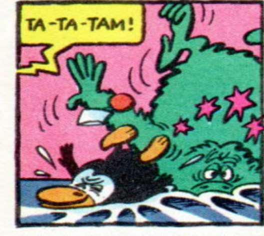








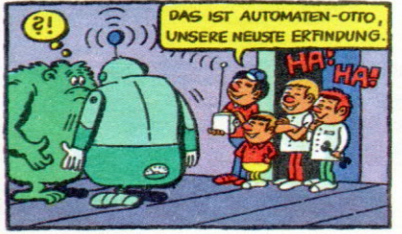




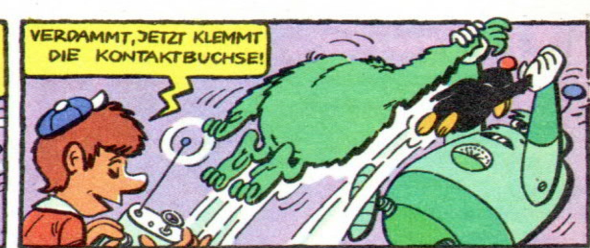


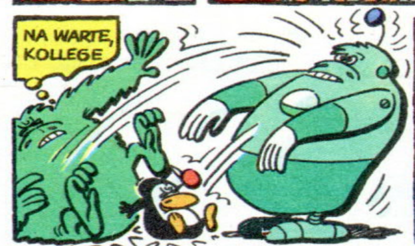


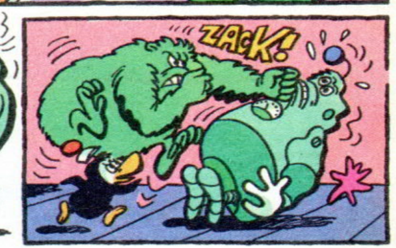






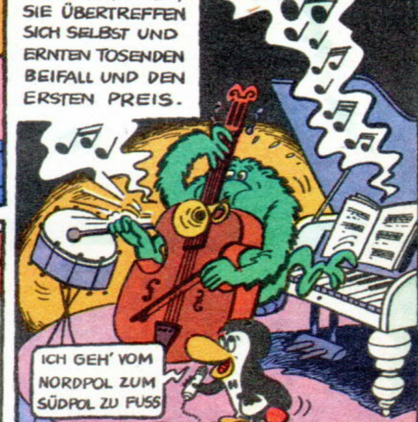






ICH HABE IHN KURIERT.
HERZLICH WILLKOMMEN HERR KOLLEGE OTTO!

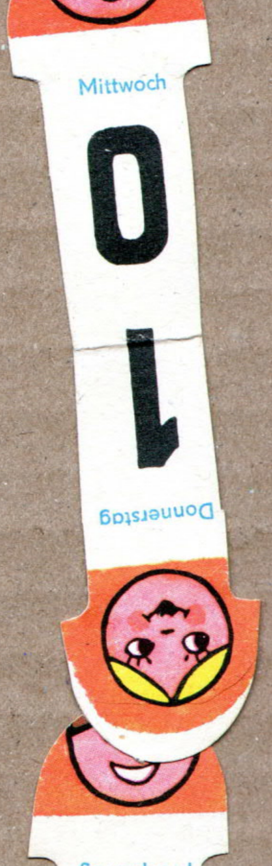




Matrjoschka-Kalender

leider passen Druck und Ausstanzung nicht überein, deshalb sieht das Ergebnis bescheiden aus









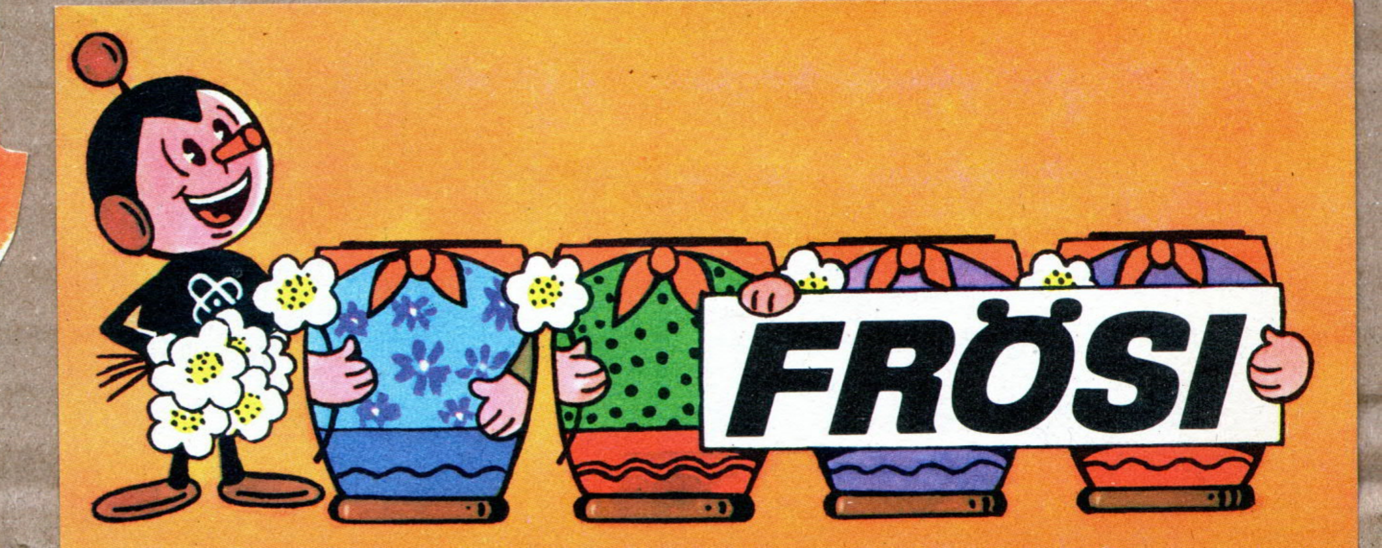




Bild des Monats:

Raffaelo Santi:
"Madonna Conestabile",
um 1500



Rasterfolie für Rät-
sel im Heft

Nachtleuchtfar-
ben-Beilage
zur Verzierung
der Matrjoschkas